Nov. 2019

87 unique

interkulturelles Studierendenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

gespalten

Grenzen Nationale und kulturelle Spaltungen weltweit

Punk Die Philosophie hinter dem rebellischen Musikgenre

Physikerball Ein Sketch mit weitreichenden Folgen

Anzeige

Geht das schon wieder los – White Male Privilege

von Annelies Verbeke // Deutsch von Heike Baryga

Eine Gruppe selbstgewisser Menschen wartet auf Erkenntnis. Doch wo der Firnis der Zivilisiertheit einmal anfängt zu bröckeln, werden unangenehme Erkenntnisse über die eigene Fehlbarkeit nicht lange auf sich warten lassen.

Premiere am 21. November 2019, Hauptbühne · www.theaterhaus-jena.de

THEATERHAUS JENA

Anzeige

Sichere dir mit dem HAUPTWOHNSITZ deine 120 € Ausbildungsprämie!

COLOURS OF JENA

MISCH DICH EIN!

MELD DICH UM.

HAUPTWOHNSITZPARTY

28.11.2019
Kassablanca

hauptwohnsitz-jena.de

Editorial

Es geht nicht darum, Grenzen zu verschieben, sondern ihnen den trennenden Charakter für die Menschen zu nehmen“, sagte der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 in seiner Ansprache auf dem 21. Deutschen Evangelischen Kirchentag. Dieser Gedanke ist aber lediglich eine Wunschvorstellung, denn bis heute haben viele Grenzen noch immer einen ausschließenden Charakter. In dieser Ausgabe zeigen wir Euch, wo Grenzen immer noch Länder, Gesellschaften und Kulturen spalten.

Aus Grenzen und Spaltung resultieren leider in viel zu vielen Fällen Konflikte und Kriege. In Afghanistan gehören seit langem bewaffnete Konflikte zur Tagesordnung. Besonders betroffen ist dabei vor allem die jüngere Generation. Im Juli wurde der Forschungsbericht des Afghan Youth Project der Universität in Berlin veröffentlicht, der sich mit den Erlebnissen von afghanischen Jugendlichen auseinandersetzt. *unique* spricht mit Aisha-Nusrat Ahmad, einer Mitarbeiterin des Projekts (Seite 9).

Länder wie die Ukraine und Sri-Lanka sind aktuell nicht als Kriegsgebiete zu bezeichnen, sind aber dennoch seit vielen Jahren von Spannungen und Konflikten gezeichnet. Über die Ukraine, ein Land, das vom Zerfall der Sowjetunion, von drei Revolutionen in drei Jahrzehnten und dem schwierigen Verhältnis zu Russland geprägt ist, könnt Ihr auf Seite 6 mehr erfahren. Mit welchen Problemen Sri Lanka nach fast 26 Jahren Bürgerkrieg konfrontiert ist und mit welchen Mitteln versucht wird, diese zu bewältigen, lest Ihr auf Seite 13.

Grenzen sind nicht nur erlebbar, sondern können auch für das menschliche Auge sichtbar sein – teilweise sogar aus dem All. Wie künstliches Licht die Grenzen zwischen Ländern – oder auch zwischen Krieg und Frieden – deutlich machen kann, ist in den eindrucksvollen Nachtaufnahmen auf Seite 18 zu sehen.

Ein Versuch sich abzugrenzen und somit eine Identifikationsgrundlage zu schaffen, wurde in den 1970er Jahren von Teenagern und jungen Erwachsenen unternommen. Aus dieser vor allem musikalisch geprägten Rebellion gegen gesellschaftliche Zwänge entstand der Punk. Auf Seite 20 zeichnen wir ein umfassendes Bild dieser Kultur, von den Wurzeln bis hin zu ihrer Bedeutung für die heutige Zeit.

Eine Figur, die ganz anders denkt als alle anderen, sich keiner Gruppe zugehörig fühlt und in ihrer eigenen Welt lebt, ist Sherlock Holmes. Eine kleine Charakterstudie des berühmtesten fiktiven Detektivs aller Zeiten, seine literarischen und historischen Ursprünge sowie seine Auswirkungen auf Figuren des 20. und 21. Jahrhunderts findet Ihr auf Seite 28.

Kulturen, Gesellschaften und ganze Nationen spalten sich aus den unterschiedlichsten Gründen. Diese wieder zu vereinen, ist oft ein schwerer, langwieriger Prozess. Viele interessante Einblicke wünscht Euch

I N H A L T

EinBlick

Mit dem Nachtzug durch die Ukraine
Unterwegs im Land der drei Revolutionen 6

***Interview:* „Glimpses of hope in the shadow of war“**
Ein Forschungsbericht zur Wahrnehmung des Konflikts in Afghanistan 9

***Interview:* „Wenn der Hund den Wahlzettel einwirft“**
Dr. Heinz Steudel im Gespräch über den Physikerball 1956 11

WeitBlick

Sri Lanka im Nachhall des Bürgerkriegs
Perspektiven auf ein vielfach gespaltenes Land 13

***memorique:* „Momente der Wahrheit“**
Frau Dr. Frübis spricht über Fotografien aus der Lagern der NS-Zeit 16

***Fotoessay:* Grenzen in der Nacht**
Ein Blick aus dem All auf unsere gespaltene Welt 18

LebensArt

Die Philosophie des Punk
Ein Musikstil als Ausdruck der Rebellion 20

WortArt

***Das fremde Gedicht:* Shahar Brams „North of Boston“**
Hebräische Lyrik über Grenzen und Reisen 24

„Da hab ich aber noch nichts von gehört“
Die deutsche Sprache im Wandel der Zeit und Gesellschaft 26

***klassiquer:* Sherlock Holmes**
Der be(kannte)ste Detektiv der Welt unter die Lupe genommen 28

***Kolumne:* Sprachspaltung**
Zwischen göttlicher Verwirrung, Babelfisch und Esperanto 33

übrique
unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise 34

EinBlick

Mit dem Nachtzug durch die Ukraine

Auf Schienen entdeckt unsere Redakteurin eine zerissene Nation zwischen der EU und Russland.

von Ladyna

Reisen ist zu einem derart selbstverständlichen Teil unseres Lebensstils geworden, dass man kaum begründen muss, warum man es tut: ob zur Erholung, für die kulturelle Inspiration oder das Abenteuer. Mit den meisten Ländern verbinden Menschen zumindest so viel, dass sie es nachvollziehen können, warum es einen beispielsweise nach Neuseeland, Thailand oder Schweden ziehen könnte. Ganz anders ist das aber bei der Ukraine, die es vor allem durch Krieg, Korruption und Telefongespräche mit Trump in die Schlagzeilen geschafft hat und die eher Wenige mit schöner Architektur, kulinarischen Spezialitäten, Landschaften oder einer einmaligen Kultur verbinden. Dabei bietet das ostslawische Land, in dem die geopolitischen Einflusssphären von EU und Russland aufeinander prallen, gerade durch seine Zerrissenheit und Instabilität einen spannenden Einblick in eine wichtige Facette der europäischen Gegenwart: das Ringen um neue Identität nach dem Zerfall der Großmacht UdSSR.

Um die Ausmaße des größten Landes, das sich vollkommen in Europa befindet, erfahren zu können, bieten sich die zugegebenermaßen etwas holprigen und behäbigen Züge an. Mit dem Nachtzug kann man das Land in der dritten Klasse für etwa 8 Euro durchqueren und so ein Stück der alltäglichen Ukraine erleben. Hier gibt es keine getrennten Abteile, die Liegen machen dem alten Begriff „Holzklasse“ alle Ehre, der Toiletteninhalt wird direkt auf die Gleise gespült. Statt eines Speisewagens besteht die Möglichkeit, während eines Halts auszusteigen und direkt auf dem Bahnsteig Snacks zu kaufen. So rattert man durch nur spärlich besiedelte Gegenden und hält in kleinen, verschlafenen Dörfern. Abseits der großen Städte zwischen modernen kosmopolitischen Co-Working Cafés und den Überbleibseln des sowjetischen Betonklotzbaustils mit zielstrebigen Straßenhunden und prunkvollen, aber bröckelnden Kirchen erstrecken sich riesige Felder, soweit der Blick reicht. Auffällig ist die vielfach sehr fruchtbare, dunkle Erde, und die in der Weite fast verschwindenden Dörfer mit oft zerfaserten Holzhäusern. Wer nur die großen Städte besucht, verpasst die Lebensrealität der Landbevölkerung, die sich stark von den urbanen Zentren unterscheidet. 2013 hatten laut der *Ukrainian Week* 62% der ländlichen Haushalte in der Ukraine keine Sanitäranlagen in Innenräumen und fast 30% verfügten über keine Gesundheitseinrichtungen in der Nähe. Subsistenzwirtschaft machte hingegen 2016 noch 46% des Einkommens der Landbevölkerung aus. Die Bevölkerung der Ukraine sinkt seit dem Ende der Sowjetzeit insgesamt aufgrund der niedrigen Lebenserwartung, Auswanderung und einer kollabierenden Geburtenziffer. Auf dem Land ist dieses Phänomen besonders ausgeprägt. Die Löhne im Agrarsektor gehören zu den schlechtesten aller Wirtschaftsbereiche. Armut und Entvölkerung führen zu einem Rückgang der lokalen Infrastruktur, die zurückbleibende Bevölkerung ist tendenziell älter, schlechter ausgebildet und ärmer als die städtische: ein Teufelskreis. Die Diskussion, um die sich im Niedergang befindlichen ländlichen Gebiete der Ukraine ist

zentral im politischen und gesellschaftlichen Diskurs und war ein essentieller Bestandteil der letzten Präsidentschaftswahlen. Die Pläne zur Wiederbelebung des ländlichen Raumes sind vielfältig aber oft nichts weiter als Populismus, realistische Rettungsprogramme fehlen. Diese Probleme sind Teil eines größeren Phänomens, Länder wie Bulgarien oder die baltischen Staaten leiden unter ähnlichen Landfluchtbewegungen. Damit zeigen sich an der Ukraine allgemeinere Probleme, auch wenn sie aufgrund ihrer turbulenten jüngeren Vergangenheit einen Sonderfall unter den Nachfolgestaaten der UdSSR darstellt.

Der Kontrast zwischen den großen Städten des Landes und der Provinz ist an vielen Punkten enorm: Lwiw ganz im Westen des Landes, nahe der Grenze zu Polen, ist das selbstbetitelte Prag der Ukraine und wohl die einzige Stadt des Landes mit zahlreichen Plätzen in der Altstadt, von denen aus man keine sowjetischen Bauten erblicken kann. Dafür hat Lwiw eine lange multikulturelle und multireligiöse Vergangenheit und ist heute immer noch eine der diversesten und kulturell spannendsten Städte des Landes. Fährt man mit dem Nachtzug weiter in den Südwesten, überrascht Odessa am strahlend schönen Schwarzen Meer mit mondän-protzigen, aber bröckelnden Fassaden, die nur teilweise den darunterliegenden Betonklotzbau kaschieren. Sie verleihen der Stadt das geheimnisvolle Flair, das bereits in ihrem Namen mitschwingt. Viele Wohnungen sind von innen prächtig mit Stuck und Chrom eingerichtet, was die heruntergekommene Fassade niemals hätte vermuten lassen. Die Stadt ist im Spätsommer der absolute Hotspot für heiratswillige Ukrainer, und so lassen sich Frauen in überladenen Kleidern und einer dicken Make-Up Schicht im Gesicht nebst Bräutigam vor Industrie- und Marinehafenkulisse ablichten. Nachts kann man nicht nur Partyschwärmer und betrunkenen Horden antreffen, sondern auch unerwarteterweise Reiterinnen, die einen nächtlichen Ausritt über die Prachtstraßen genießen. Odessa und die Hauptstadt trennen nicht nur 450 km Land, sondern auch eine sehr ruckelige Bahnstrecke voneinander. Auch wenn die Ukraine kaum westlichen Tourismus hat, hat sich dank der gleichnamigen HBO-Mini-Serie ausgerechnet das tragische Tschernobyl, welches lediglich eine Autostunde von Kiew entfernt ist, zum Geheimtipp entwickelt. Menschen aus aller Welt suchen diesen Tourismus der Apokalypse.

Zwischen Prunk, Kommerz und Geschichte

Kiews Zentrum ist voller gepflegter Parks mit toller Aussicht auf den majestätischen Fluss und einen großen Wald mit Strand mitten in der Stadt. Außerdem befindet sich hier das Symbol der letzten drei ereignisreichen Jahrzehnte: der Maidan Platz, der seit 1990 dreimal zum Schauplatz von Revolutionen wurde und somit zentral für das Verständnis der aktuellen Situation des Landes ist. Seine Rolle sieht man dem Platz auch an, denn neben dem herausgeputzten Unabhängigkeitsdenkmal und zahlreichen leicht kitschigen Springbrunnen fallen die zersplitterten Bodenplatten ins Auge. Bilder von getöteten Protestierenden und gefallenen Soldaten neben Fähnchen, Plastikblumen und Kerzen erinnern an die Gesichter hinter den Schlagzeilen und an das Leid der Angehörigen. Dazwischen werden Armbändchen in den Nationalfarben verkauft und zahlreiche politische Graffitis in den Unterführungen rund um den Maidan spiegeln aktuelle Konfliktthemen wider.

Bei Studentenprotesten im Jahr 1990, der sogenannten Revolution auf Granit, die den Rücktritt des Vorsitzenden des Ministerrates erzwangen, dem höchsten Exekutivamt der ukrainischen Sowjetrepublik, wurde der Grundstein der ukrainischen Protestkultur gelegt. Viele Akteure wurden später Schlüsselfiguren bei der Orangenen Revolution, den zweiten großen politischen Protesten im Land. Unmittelbar nach der Stichwahl um das Amt des Präsidenten 2004, die angeblich durch massive Korruption, Einschüchterung der Wähler und Wahlbetrug beeinträchtigt wurde, protestierten Anhänger des unterlegenen Kandidaten auf dem Maidan. Da der gewählte Kandidat Janukowytsch offen von Russland unterstützt wurde, war die Unabhängigkeit des Landes ein zentrales Thema der Proteste, die ein enormes Mobilisierungspotential aufwiesen. Bereits acht Jahre später, als die Regierung unter Janukowytsch kein Assoziierungsabkommen mit der EU unterzeichnen wollte, kam es erneut zu Protesten. Die Situation eskalierte, als friedliche Kundgebungen mit Polizeigewalt aufgelöst wurden. Insgesamt kam es bei dieser Revolution zu über 100 To-

desopfern, die im Land als die „Himmlischen Hundert“ glorifiziert werden. Nach der Flucht von Janukowytsch wurde eine Übergangsregierung gebildet. In dieser politisch instabilen Situation begann die russische Annexion der Krim und der bewaffnete Konflikt in der Ostukraine, ein tiefer Einschnitt für das Land, der Gesellschaft und Politik noch immer bestimmt.

Eine bis heute in der ganzen Ukraine präsente Folge dieser Auseinandersetzung ist ein neuer Militarismus, der im krassen Gegensatz zur vorherigen Verteidigungspolitik des Landes steht. Eigentlich war die Wehrpflicht 2013 abgeschafft worden, doch nach der Annexion der Krim wurde die vorherige, defensive Außenpolitik abrupt hinfällig. Die desolat ausgestattete Armee wurde eilig aufgerüstet. Für deutsche Augen ist die Sichtbarkeit von Soldaten im Stadtbild und der Respekt, der diesen entgegengebracht wird, eher befremdlich. Die Armee ist in unterschiedlichen Formen im Alltag präsent, Camouflage-Muster sind beispielweise auch in der zivilen Mode überaus beliebt. Bei einer Jugendumfrage der Vereinten Nationen 2015 ist die Unterstützung der Armee das häufigste soziale Engagement der ukrainischen Jugend. Der Militarismus hat in der noch immer sehr patriarchalischen Gesellschaft mit konservativer Werteordnung, in der Männer Stärke demonstrieren sollen, einen guten Nährboden gefunden. Frauen treten meist nur als jugendliche Schönheiten oder großmütterliche Figuren auf, es gibt kaum Zwischenformen. Die orthodoxen Kirchen und ihre Moralvorstellungen haben noch immer einen hohen Einfluss. Betritt man morgens oder mittags eines der prunkvollen Gebäude sieht man viele Arbeitnehmende, die vor der Arbeit oder in einer Pause einen Gottesdienstbesuch einlegen. In einer landesweiten Erhebung der Vereinten Nationen von 2015 war in der Gruppe der 20- bis 24-Jährigen ‚Kinder in die Welt zu setzen‘ das zweitwichtigste Lebensziel (nach ‚Arbeit‘), bei den 25- bis 29-Jährigen sogar das wichtigste. Dies spiegelt sich auch in der Anzahl junger Mütter auf den Straßen wider. Sowjetveteranen, verscherbeln ihre Kriegsorden auf Märkten und pflegen oft innige Freundschaften zu ihrer Lieblingsstraßenkatze. Diese darf dann auch zwischen ihren Waren schlafen, während alle anderen Katzen beharrlich weggejagt werden. Auf den Märkten finden sich auch noch einige Relikte der Besetzung der Ukraine im Zweiten Weltkrieg, wie Ausweise von Wehrmachtssoldaten oder Geldscheine, die die deutschen Besatzer für die Ukraine drucken ließen.

Ein Land auf der Suche nach der eigenen Identität

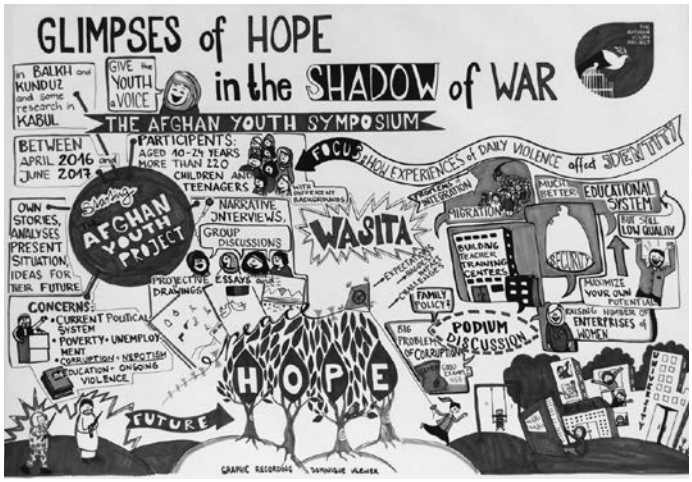
Wie viele andere Staaten, die nach dem Zerfall der UDSSR auch einen neuen Staatsnarrativ brauchen, ist es den meisten Ukrainern wichtig, dass ihr Land klar Richtung Westen orientiert ist. Das zeigt sich schon durch die enorme Anzahl an EU-Flaggen, die in Kiew gehisst sind.

Wer Fettnäpfchen vermeiden möchte, sollte auf keinen Fall die russische und die ukrainische Sprache gleichsetzen. Zwar haben sich die einzelnen ostslawischen Sprachen vergleichsweise spät auseinanderentwickelt und sind sich damit verhältnismäßig ähnlich, Ukrainisch unterscheidet sich dennoch in Wortschatz, Satzbau und Grammatik vom Russischen. Putin wird dämonisiert, auf den Märkten ist Toilettenpapier mit seinem Gesicht ein echter Verkaufsschlager. Doch auch der eigene Präsident Selensky ist alles andere als unumstritten - besonders im Zuge der Trump-Affäre, die ihn in den Augen vieler Ukrainer schwach und erpressbar wirken lässt. Trotzdem wird seine Wahl und der damit einhergehende drastische Personalwechsel an der Spitze des Staates als Beweis für die Lebendigkeit der ukrainischen Demokratie herangezogen. Auch dies ist nichts anderes als eine Abgrenzung Russlands, aus der sich ein beachtlicher Teil der nationalen Identität speist.

Trotz Krieg, Korruption, Armut und einem politisch unerfahrenen Präsidenten und ehemaligen Comedian will die Mehrheit der jungen Ukrainer laut Umfragen langfristig in der Ukraine bleiben. Die UN-Studie zeigt, dass lediglich 13% gerne auswandern würden. Denn das Land ist mitten in einer spannenden Umbruchsphase, die eine Atmosphäre von Aufbruch und hohen Partizipationsmöglichkeiten mit sich bringt und ganz besonders in den großen Städten spürbar ist: An jenen Ecken, in denen Kiew auch Leipzig oder Berlin sein könnte, mit in Hipster-Cafés arbeitenden Freelancern, kleinen Boutiquen und aufwändiger Streetart. Das Land hat ein großes Potenzial, das es aufgrund seiner politischen und wirtschaftlichen Instabilität im Moment nicht angemessen ausschöpfen kann. Umso spannender bleibt es, das Land in den nächsten Jahren zu beobachten und zu sehen, ob aus der Unzufriedenheit der Bevölkerung bald eine vierte Revolution entsteht. □

„Glimpses of Hope in the Shadow of War“

In Afghanistan gehören bewaffnete Konflikte und Gewalt zur Tagesordnung. Ein Forschungsteam in Berlin veröffentlichte im Juli einen Bericht über die Situation der stark betroffenen jüngeren Generation. Aisha-Nusrat Ahmad im Gespräch mit *unique*.



Grafische Aufzeichnung vom Afghanischen Jugendsymposium (von Dominique Kleiner)

***unique:* Was war das wesentliche Ziel Ihrer Forschung im Zuge des Afghan Youth Projects?**

Aisha-Nusrat Ahmad: In dem Forschungsprojekt ging es uns insbesondere darum, die Erfahrungen und Wahrnehmung von Jugendlichen, die sowohl in wissenschaftlichen als auch in politischen Debatten unterrepräsentiert sind, zu untersuchen. Vor allem, weil Kinder und Jugendliche in Afghanistan zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen. In dem Projekt sind wir u.a. diesen Forschungsfragen nachgegangen: Wie nehmen Jugendliche ihre Lebenswelten wahr und wie interpretieren sie diese? Welche Folgen haben die Erfahrungen alltäglicher Gewalt für die Identitätsbildung und die Entstehung von Gesellschaftsbildern von Jugendlichen in Afghanistan? Was bedeuten diese Gewalterfahrungen für Selbstverständnis und Selbstverhältnis der Jugendlichen und wie gehen sie mit ihnen um? Wie prägen diese Erfahrungen ihre Vorstellung von einem künftigen, vielleicht auch unmöglichen, „anderen“ Afghanistan? Inwieweit halten sie sich für befähigt, zu einer gesellschaftlichen und politischen Veränderung im Land beizutragen? Uns war es wichtig, ein dekoloniales Forschungsdesign zu verwenden und immer mit den Kolleg*innen vor Ort das Design sowie die Leitfäden für die Interviews zu entwickeln und nach jeder Feldphase gemeinsam zu überlegen, wie wir das Design weiterentwickeln können.

Wie war das Vorgehen dabei?

Neben narrativen Interviews wurden die Jugendlichen gebeten, lebensweltliche Zeichnungen anzufertigen und Essays zu schreiben, wie sie sich ihr Leben in den nächsten zehn Jahren vorstellen. Insgesamt haben wir in dem Projekt die Stimmen und Eindrücke von 223 Jugendlichen in Afghanistan zusammentragen können.

Was sind die wichtigsten Erkenntnisse der Studie?

Die Jugendlichen haben in den Interviews und den Essays sehr präzise die aktuelle soziopolitische und ökonomische Situation analysiert und kritisiert. Sie nehmen auch Bezug dazu, welche Auswirkungen sie auf ihr eigenes Leben hat. Besorgt sind die Jugendlichen vor allem über die beständige Gewalt im Land, die Armut und Arbeitslosigkeit, die Korruption und Vetternwirtschaft, sowie über das Bildungssystem. Diese Themen sind natürlich vielfach miteinander verwoben. Jugendliche machen Erfahrungen mit massiver sozialer Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Zudem kommen unzählige tägliche Stressfaktoren und weitere Formen alltäglicher Gewalt, von der vor allem Minderheiten sowie Frauen und Mädchen betroffen sind. Gleichzeitig entwickeln die Jugendlichen vor dem Hintergrund dieses sehr fragilen Kontexts und der unsicheren Situation Narrative der Hoffnung und des Begehrens, die ein anderes Afghanistan verbildlichen. Sie entwerfen ein zukünftiges Afghanistan, das gerecht, fair und meritokratisch ist und realistische Chancen ermöglicht, vor allem für die vulnerablen und besonders bedürftigen Mitglieder der Gesellschaft. Einheit und Solidarität werden von nahezu allen, unabhängig vom sozioökonomischen Status und Bildungshintergrund, stark betont. Vor allem unter den jungen Frauen lassen sich Narrative der Solidarität immer wieder erkennen, wobei die Solidarität durch gemeinsame Leidenserfahrungen geprägt ist. Hoffnung und Glaube spielen eine zentrale Rolle für die Zukunftsvorstellungen unter den Jugendlichen, da sie Kraft spenden und ihnen helfen, mit der anhaltenden Gewalt im Lande umzugehen.

Welche Erfahrungen haben Sie bei der Arbeit mit den Jugendlichen gemacht?

Die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen hat sehr gut funktioniert. Viele der Jugendlichen haben auch in den Essays und

Interviews darauf verwiesen, wie sehr sie die Möglichkeit schätzen, ihre Erfahrungen und Meinungen zur aktuellen Situation teilen zu können und dass diese anerkannt und wertgeschätzt werden.
Sie sind trotz ihres relativ jungen Alters bemerkenswert gut informiert. Neben dem Elternhaus und der Schule beziehen sie die Informationen durch soziale Medien. Diese sind eine zentrale Informationsquelle, vor allem, wenn es um Anschläge oder gewaltvolle Ausschreitungen geht.

Inwieweit erleben die Jugendlichen die alltägliche Gewalt als „normal“?
Das ist eine sehr spannende Frage. Gewisse Gewalterfahrungen werden als alltäglich wahrgenommen. Als beispielsweise ein Interviewer aufgrund von Schüssen im Hintergrund zusammenzuckte, beruhigte ihn der befragte Jugendliche: „Don’t be scared of that! They just fire but the shelling is in the fighting area. The government controls the area at the moment but there are rumors that fighting will start on the 10th day of the new year”. Das zeigt die Normalisierung von Gewalt im Leben der Jugendlichen. Indes ist vor allem für die Jugendlichen die wiederholte gewaltvolle Einnahme von Kunduz durch die Taliban traumatisierend und ihre Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft schwindet mit jedem Mal – Kunduz wurde allein während des Forschungsprojektes dreimal eingenommen.

Inwiefern beeinflusst der Konflikt die Entwicklung der Jugendlichen?
Jugendliche in Afghanistan befinden sich aufgrund des strukturellen Wandels und der seit Jahrzehnten zerstörten und erodierenden Wirtschafts- und Sozialstrukturen in einer besonders prekären Position: zwischen der Bewahrung traditioneller Werte und Biographieverläufe und dem gesellschaftlichen Auftrag, das Land in eine neue Zukunft zu führen, die sich teilweise auch an westlichen Werten und Entwicklungsmodellen orientiert. Dadurch wird der ambivalente Übergangscharakter der Adoleszenz verstärkt, da nicht nur der Übergang vom Kinder- zum Erwachsenenstatus bewältigt werden muss, sondern auch der von einem traditionellen zu einem – nicht unbedingt „westlich“ zu verstehenden – modernen Lebensentwurf. Politische und soziokulturelle Lagerbildung innerhalb der eigenen Gesellschaft und die mangelnden Bildungs- und Versorgungsstrukturen bedeuten für die Jugendlichen zusätzlich massive Herausforderungen und fordern Aushandlungsgeschick und Ambivalenztoleranz. Dabei brechen die Jugendlichen selten mit dem gesellschaftlichen Narrativ der Demut und des Respekts gegenüber der älteren Generation, selbst wenn sie deren Verschulden an bestimmten Lebenssituationen erkennen. Vor allem zeigt sich, dass die Jugendlichen trotz dieser Umstände Hoffnung und Strategien entwickeln, wie sie ihre Zukunftsziele erreichen möchten. Der Antrieb scheint dabei nicht nur der Wunsch nach Frieden, Sicherheit, Stabilität und Wohlstand zu sein. Im Wesentlichen werden diese Wünsche begleitet von dem Narrativ, ein guter Mensch sein zu wollen, der sich durch moralische Integrität, Unbestechlichkeit, Hilfsbereitschaft und Fleiß auszeichnet. Dabei erzählen die Jugendlichen von ihrer Generation als einer, die sich selbst helfen muss. Zusammenhalt und Hilfsbereitschaft für Altersgenossen, die nicht zur Schule gehen können oder in restriktiven Strukturen aufwachsen, werden ausgedrückt. Es zeichnet sich ab, dass die Jugendlichen ein Gefühl für Privilegien besitzen, die aber nicht im Sinne einer hierarchisierenden sozialen Trennung interpretiert werden.

Zeichnung von jesidischen Überlebenden des Völkermords

Lassen sich aus Ihren Ergebnissen Schlüsse ziehen für die hierzulande geführte Diskussion über Afghanistan als „sicheres“ Herkunftsland?
Auch wenn die Studie einen regionalen Fokus im Norden des Landes hatte, lassen die empirischen Daten und Befunde auf der Mikroebene keinen Zweifel daran, dass Afghanistan weit entfernt davon ist, ein Land in Frieden zu sein. Afghanistan als sicheres Herkunftsland zu bezeichnen, geht an der Realität vorbei. Wer die vielfach durch Gewalt, Ungleichheit und Perspektivlosigkeit gekennzeichnete Lebenswirklichkeit von Jugendlichen, die in der Studie abgebildet wurden, ignoriert, versteht weder ihr intensives und konflikthaftes Ringen um eine bessere Zukunft, noch die Hintergründe, Motive und Hoffnungen, die sie zur oft traumatischen Flucht bewegen und das Ankommen im Aufnahmeland prägen.

Vielen Dank für die Eindrücke!

Die Fragen stellte Frank.

„Wenn der Hund den Wahlzettel einwirft“

Ein Sketch von Jenaer Studenten empört die SED-Regierung – Dr. Heinz Steudel über den Physikerball von 1956 und seine gravierenden Folgen.

Russische Panzer, Schüsse auf Demonstranten, zahllose Tote: Die Aufstände im Oktober 1956 schlugen Wellen weit über Ungarn hinaus. Insbesondere für junge Leute in der DDR, die oft nur über Ecken von alldem mitbekamen, hatten die Studentenproteste für mehr Demokratie große Bedeutung, barg doch deren Niederschlagung eine Symbolwirkung für die eigene politische Zukunft. Auch in Jena hinterließ der Ungarn-Aufstand großen Eindruck bei vielen Studenten.
So auch bei Heinz Steudel: Im Rahmen eines satirischen Bühnenprogramms für den Physikerball 1956 verfasste er eine Szene, in der ein Jäger und sein Hund das Verhältnis Ungarns zur Sowjetunion karikieren. Ein Sketch seiner Kommilitonen kritisiert den akademischen Marxismus, später wird ein Hund zur Wahl geschickt. Als 1958 die Widerstandsgruppe „Eisenberger Kreis“ aufflog und herauskam, dass eines deren Mitglieder, Peter Herrmann, auch am Physikerball beteiligt war, wurde der Fall bis auf nationale Ebene aufgerollt – mit Konsequenzen für die Beteiligten, die weit über das Studium hinausreichten.

***unique:* Sie haben Ihr Studium in Jena 1953 begonnen. Hat sich die politische Situation in der DDR auf den Studienalltag ausgewirkt?**
Heinz Steudel: Das Jahr 1956 war ein besonderes Jahr. Chruschtschow hat seine berühmte Geheimrede gehalten und dabei den gottgleichen Stalin vom Sockel gestürzt. Mit diesem Ereignis waren einige Erwartungen verbunden, dass sich doch etwas ändert. Selbst die linientreuen Genossen waren verunsichert und wussten nicht wie es weitergeht. In diese Atmosphäre kamen dann Unruhen in Polen und der Ungarnaufstand, der uns besonders beschäftigt hat. Wir haben natürlich nicht sehr viel davon erfahren und wenn, dann nur mit großer Verzögerung. Ich habe in meiner Studentenbude noch nicht einmal ein Radio gehabt. Wenn ich zu meinen Eltern gefahren bin, konnte ich über die Rundfunkanstalt RIAS erfahren, was sonst noch in der Welt passiert ist.
Im Studentenleben haben diese Ereignisse eine große Rolle gespielt. Jeder hat irgendetwas gewusst und das hat man natürlich diskutiert und war davon beeindruckt. Wir fanden es sehr schlimm, wie der Aufstand niedergeschlagen worden ist.

Welchen Stellenwert hatte der Physikerball zu der Zeit für die Studenten?
Ich möchte sagen es war das Wichtigste für uns. Es war für den Physik- oder Mathematikstudenten das wichtigste gesellschaftliche Ereignis des Jahres und es war eine gewisse Tradition, dass auch mal etwas über die Stränge geschlagen wurde, dass satirische Anmerkungen kamen, die zu der Zeit sehr selten waren. In dieser besonderen Situation haben wir auch einiges gewagt.

Wie liefen die Vorbereitungen für den Ball ab und welche Rolle haben Sie dabei gespielt?
Ich hatte ursprünglich eine Szene geschrieben, die Rübenszene. Die war nicht sehr aggressiv, dafür wäre ich wahrscheinlich nicht verhaftet worden. Bei der ersten Zusammenkunft hat Peter Hermann seine Szene schon im Wesentlichen fertig gehabt. Sie basierte auf Faust und Mephisto. Faust musste, glaube ich, bei vielen Physikerbällen herhalten. Faust war deutlich zu erkennen als Dozent für Gesellschaftswissenschaften und ist ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen zerfetzt worden. Als wir nach Hause gegangen sind, sagte ein Kommilitone: „So direkt darf man die Sozialistische Ideologie nicht angreifen. Man müsste das in Form einer Fabel machen“. Der Gedanke hat sich in meinem Kopf festgesetzt und ich habe überlegt, wie man den Ungarnaufstand in Form einer Fabel bringen kann. Ich habe begonnen die Szene aufzuschreiben, aber im Hinterkopf dachte ich nein, das können wir eigentlich nicht bringen. Aber als ich sie einem Kommilitonen zu lesen gegeben habe, sagte der: Machen wir. Da gab es dann kein Zurück mehr.

Gab es im Vorfeld Einflussnahme von Partei und FDJ?
Ja, es ist irgendwie seltsam, dass das Programm sogar von der FDJ abgenommen wurde. Wir haben eine Probevorstellung gegeben und da die Sache etwas heruntergespielt. In meiner Szene war ein Schlüsselwort, dass der Jäger sagte die Hundeleine sei keine Hundeleine, sondern der Freundschaft Band, das uns verbindet. Das Wort Freundschaft war ein wichtiger, verräterischer Name. In der Probe haben wir gesagt: „Das ist der Treue Band, das uns verbindet“. Das war weniger deutlich. Die Hundeszene, in welcher der Hund zur Wahl geht und dann den Wahlzettel einwirft, konnten wir zur Generalprobe nicht vorführen, da wir den Hund nicht hatten. Aber sonst wurde das

ganze Programm vorgeführt. Es sollte erst verboten werden, aber irgendwie konnten wir durchsetzen, dass es doch genehmigt wurde.

Wie waren die Reaktionen am Ballabend?
Das Schlimmste an dem Physikerball war gar nicht der Inhalt, sondern der Beifall, den wir gekriegt haben. Man hat mir gesagt, dass manche Leute verdeckt mit nach unten gehaltenen Händen geklatscht haben, damit man es nicht sehen sollte.

Inwieweit waren Ihnen die möglichen Konsequenzen während der Vorbereitungen bewusst?
Ernsthaft mit einer Exmatrikulation, was ja noch relativ harmlos gewesen wäre, geschweige denn mit einer Verhaftung habe ich eigentlich nicht gerechnet. Es war vielleicht etwas unlogisch, da wir gerade am Ungarnaufstand gesehen haben, zu welcher Brutalität das Regime fähig ist. Aber es wäre ja auch beinahe gut gegangen. Nach dem Physikerball geschah erstmal gar nichts. Eine Woche später erfolgte an der Parteiwandzeitung ein Angriff auf uns. Das ging hoch bis zu einer Sitzung des Zentralkomitees mit Walther Ulbricht, wo verlangt wurde, dass die Organisatoren zur Verantwortung gezogen werden. Unsere Professoren haben sich fast ausnahmslos sehr für uns eingesetzt und tatsächlich sah es so aus, als ob alles gut ginge. Wir sind dadurch unmittelbar bestraft worden, dass uns Stipendien gestrichen wurden. Für Arbeiter- und Bauernkinder betrug das Grundstipendium 180 DDR-Mark und es gab Leistungsstufen von 40 oder 80 Mark zusätzlich. Dieses Leistungsstipendium ist uns gestrichen worden, ich habe also nur noch 180 Mark gekriegt. Das hat mich wenig gestört. Aber dass nach einem Jahr alles noch einmal ausgegraben wird, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Wie hat der Physikerball Ihr Leben langfristig beeinflusst?
Die siebenmonatige Untersuchungshaft war überaus belastend, ich möchte sagen existenzgefährdend. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können. Ich bin sieben Monate völlig isoliert gewesen und drei Monate lang konnte ich keinen Brief von meinen Eltern empfangen oder schreiben und bekam auch kein Buch zu lesen und keinerlei Information, Zeitung sowieso nicht. Eine derartige Isolation ist schlimm. Die Strafhaft in Waldheim war im Verhältnis zur Untersuchungshaft eine Erholung, auch wenn sie im Vergleich zu heute auch nicht menschenwürdig gewesen ist. Es gibt ja Leute, die selbst zur Nazizeit im Gefängnis Bücher geschrieben haben. Wir haben weder in Gera noch in Waldheim Papier und Bleistift gehabt. Einmal im Monat durften wir einen Brief schreiben, der musste genau abgezählt sein und sich auf 20 Zeilen beschränken. In den sieben Monaten in Gera habe ich keinen Besuch bekommen und auch den Rechtsanwalt konnte ich erst 14 Tage vor dem Prozess kurz sprechen. Als ich im Herbst 1959 entlassen wurde – das war ein Sonnabend – war ich am Montag beim Prorektor für studentische Angelegenheiten in Jena und habe gefragt, ob ich mein Studium beenden darf. Er hat mir mitgeteilt, dass ich mich zuerst in der Produktion bewähren müsse. Nun hätte ich ja nach Westen gehen können; die Grenze war in Berlin noch offen. Es gibt verschiedene Gründe, weshalb ich das nicht getan habe. Der Hauptgrund war, dass ich damals damit rechnen musste, die eigenen Eltern nie wiederzusehen, es gab noch keinen Reiseverkehr. Also habe ich mich auf diese Bewährung in der Produktion eingelassen. Professor Steenbeck hat sich dafür eingesetzt, dass ich danach zugelassen wurde. Ich bin nie wieder Student gewesen, sondern habe meine Diplomarbeit fertiggestellt und extern das Diplom abgelegt.

Herr Steudel, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Das Interview führten Lara Hartung und Michael Seifert

Dr. Heinz Steudel

nahm 1953 sein Physikstudium in Jena auf. Im Rahmen des Physikerballs 1956 wurde er zu 18 Monaten Haft verurteilt, die er vollständig verbüßte. Nach dem Diplom zog er nach Berlin, wo er 1983 promovierte. Bis zu seiner Pensionierung 2000 war er in der theoretischen Physik tätig.

Sri Lanka im Nachhall des Bürgerkriegs

Nach über 25 Jahren Bürgerkrieg befindet sich der Inselstaat in einer Reformphase. Was könnte das heterogene Land in Vielseitigkeit vereinen? Unser Autor hat mit der Gesellschaft der Vereinten Nationen Sri Lanka besucht.

von Stefan

Wenn man den internationalen Flughafen Sri Lankas nahe Colombo verlässt und mit den Taxifahrern den Preis verhandelt, gestaltet sich bereits das „Guten Tag“ in der Landesprache problematisch: Es ist nicht klar, ob man „Ayubowan“ auf Singhalesisch oder „Vanakkan“ auf Tamilisch sagen sollte. Ein Land mit zwei Amtssprachen und Englisch als inoffizieller Verkehrs- und Verwaltungssprache ist weltweit betrachtet keine Seltenheit. Allerdings ist die Zweisprachigkeit stellvertretend für den Hauptkonflikt des Inselstaats: die Rivalität zwischen der singhalesischen Bevölkerungsmehrheit und der größten Minderheit, den Tamilen. Dieser gipfelte letztendlich in einem Bürgerkrieg. Im Jahre 1948 nach der Unabhängigkeit Ceylons, wie Sri Lanka im britischen Kolonialreich hieß, entwickelte sich Colombo nicht nur zum politischen Zentrum der Insel, sondern auch in Richtung eines Schmelztiegels der unterschiedlichen Ethnien und Religionen. Hier treffen buddhistische Singhalesen auf hinduistische oder muslimische Tamilen, auf in der Kolonialzeit eingewanderte indische Tamilen oder Malaien. Einzig christliche Minoritäten finden sich in fast jeder Ethnie. Die Vermischung der Bevölkerungsgruppen in der Hauptstadt ist jedoch eher eine Ausnahme im Inselstaat, da ein verpasster Interessenausgleich zwischen den heterogenen Ethnien gegenseitiges Misstrauen und geographische Teilung fortwährend begünstigte. Diese gesellschaftliche Spaltung mündete Anfang der 80er Jahre in einem 25-jährigen Bürgerkrieg zwischen Singhalesen und Tamilen im Norden und Osten des Landes. Die Sri-Lanka-Tamilen forderten mehr Autonomie und wirtschaftliche Beteiligung gegenüber der singhalesischen Mehrheitsbevölkerung. Aber auch religiöse Streitpunkte, wie die Sonderstellung des Buddhismus oder die selbstgewählte Abgrenzung muslimischer Tamilen, verstärkten die Verbitterung auf allen Seiten. Die bewaffneten Auseinandersetzungen forderten 100.000 zivile Opfer, um die 40.000 allein in den letzten drei Kriegsjahren. Laut Regierungstruppen wurde die gesamte Führungselite der Unabhängigkeitsbewegung Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE) 2009 erschossen und durch die militärische Besetzung der Regionen der Krieg einseitig für beendet erklärt. Dieses Ergebnis bildete die denkbar schlechteste Ausgangssituation für eine nachhaltige Aufarbeitung des Konfliktes. Mit der Wahl des weniger autoritär auftretenden Präsidenten Sirisena im Jahr 2015 und dem Amtsantritt einer sogenannten Einheitsregierung im darauffolgenden Jahr gingen zahlreiche Hoffnungen einher, unter anderem auf nationale Versöhnung, Verfolgung von Kriegsverbrechen und einer

Verfassungsreform hin zu einem föderativen Staatscharakter. Jedoch können die Reformen nicht schnell genug umgesetzt werden. Vereinzelt reißen durch radikale Gruppen ausgelöste religiöse und ethnische Spannungen alte Wunden wieder auf.

Die Kontraste im Inselstaat

Das Zentrum der tamilischen Unabhängigkeitsbewegung lag in der Nordprovinz. Die Züge in die Provinzhauptstadt Jaffna sind über Wochen hinaus ausgebucht und der durch das Militär organsierte Flugverkehr ist aufgrund von Sicherheitsmängeln eingestellt. Ein über die UN organisierter Kleinbus ist der einzige Weg zum Ziel: etwa 400 Kilometer in neun Stunden. TukTuks eröffnen auf den gebirgigen Landstraßen eine dritte und vierte Fahrspur. Immer mehr teilnahmslos blickende Kühe werden elementarer Bestandteil des Straßenverkehrs. In der Nordprovinz herrscht vergleichsweise hohe Militärpräsenz; die improvisierten Verkehrskontrollpunkte und die Zutrittsbeschränkungen in einigen Landesteilen – aufgrund von Minen und gesperrten Gebieten – erschweren das Vorankommen. Der Kontrast zwischen der de facto Hauptstadt Colombo und der ökonomisch schwächsten Region Sri Lankas könnte kaum größer sein. Auch die Provinzhauptstadt Jaffna ist eine pulsierende Stadt, jedoch sind die Spuren des Bürgerkriegs noch deutlich sichtbar. Einschusslöcher an den Hauswänden und die Ruinen von kulturhistorischen Stätten sind Abbilder der fehlenden Aufarbeitung des Konflikts. Das durch Kriegshandlungen zerstörte portugiesische Fort wird für potentielle Touristen renoviert. Die ehemalige öffentliche Bibliothek, bei deren Verwüstung durch einen singhalesischen Mob nicht nur Menschen starben, sondern auch altertümliche Manuskripte verloren gingen, ist jedoch weder touristisch noch erinnerungspolitisch nutzbar. Lediglich ein Schild weist die Ruine als „archäologische Stätte“ aus. Die Bibliothek ist eines der Beispiele dafür, dass kein Vorankommen möglich ist, wenn ehemalige Konfliktparteien um die Deutungshoheit kämpfen. Die Versorgung mit Konsumgütern und Baustoffen ist aufgrund fehlender Transportwege und niedriger Kaufkraft der Einwohner in den ehemaligen Rebellenprovinzen beschränkt, da auch der florierende Tourismus des Inselstaates nicht bis in den Norden vordringt. Die Bauern befinden sich in einem ungleichen Wettbewerb mit den durch das Militär verwalteten Unternehmen und Farmen. Sowohl private als auch öffentliche Investitionen fehlen in den ländlichen Regionen. Finanzielle Unterstützung kommt vor allem aus der Diaspora, welche je nach Quelle ein bis zwei Millionen Menschen umfassen soll. Die lokale Administration kann wenig für die Region erreichen, da die Kompetenzen beim Zentralstaat liegen. Dabei würden stärkere föderale Strukturen einerseits weniger Bürokratie und damit einhergehende Korruption bedeuten, was zu mehr wirtschaftlicher Prosperität führen sollte. Andererseits haben Föderalismus- und Autonomiereglungen in anderen Staaten zur Eindämmung von Unabhängigkeitsbestrebungen geführt.

Verfassungsreform als politisches Minenfeld

Die momentane Verwaltungsstruktur des Landes besteht aus neun Provinzen, die wiederum in Distrikte und Sekretariatsbereiche unterteilt sind. Dabei finden sich nur auf Provinzebene eigenständige, gewählte Strukturen; die beiden untergeordneten Verwaltungsebenen unterstehen wieder der Zentralregierung in Colombo. Obwohl seit 2013 auch in der Nordprovinz wieder Wahlen für den Provinzrat stattfinden, wird die Exekutive in den Provinzen jedoch durch den Gouverneur verkörpert – ernannt für fünf Jahre durch den Präsidenten und ohne Amtszeitbeschränkung. Der direkt gewählte Chief Minister (ähnlich einem Ministerpräsidenten), hat als Vorsitzender des Provinzrates nur eine beratende Funktion. Diese Konstellation führt zu einer starken Abhängigkeit von dem Präsidenten auf allen Ebenen. Deshalb sind föderale Reformen – auch durch potentielle Profiteure – schlecht einzufordern, da damit jeder direkt abhängige Entscheidungsträger seine politische Karriere aufs Spiel setzen würde. Die Loyalität aller Exekutivebenen, bis auf den Chief Minister, gilt somit der Zentralregierung und nicht den Provinzen. Durch diese Abhängigkeit von der Zentralregierung entsteht ein weiteres Problem: Ohne Zustimmung aus Colombo können selbst kleinere Projekte aufgrund von mangelndem Budget nicht durchgeführt werden, weshalb über Priorisierung oder Genehmigungsverfahren zusätzlich Druck auf die lokale Administration ausgeübt werden kann. Einziger Trumpf der Provinzregierung gegenüber den vom Präsidenten ernannten Provinz-Gouverneuren ist ihre Legitimation durch direkte Wahl. Jedoch folgt daraus in der Praxis keine Durchsetzung der ohnehin geringen Kompetenzen und selbst die Provinzwahlen sind in mehreren Gebieten überfällig. Angesprochen auf eine mögliche Verfassungsreform äußerte der 2018 noch amtierende Chief Minister der Nordprovinz Vigneshwaran, dass eine Stärkung föderaler Strukturen nutzlos sei, weil ja nicht einmal bereits geltende Rechte und Kompetenzen respektiert würden.

Das politische Vakuum wird vielfach durch die Militärs ausgefüllt, welche den übergeordneten Zielen Wiederaufbau, Wiederansiedlung, Rehabilitierung, Integration und Aussöhnung nachgehen. Die Abwesenheit von NGOs sieht die Armee nicht als Problem, da soziale Vorzeigeprojekte wie die Verteilung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die Unterstützung von Bauern, die Wiederansiedlung Vertriebener, der Wohnungsbau und medizinische Versorgung die Lücken bei zivilen Strukturen und internationaler Unterstützung schließen würden. Dabei scheinen viele Maßnahmen symbolisch oder sogar unfreiwillig grotesk, wie beispielweise eine Lotterie für Stipendien oder andere erweiterte Sozialleistungen. Kritik am Militär als Betreiber von Agrarbetrieben, Restaurants und Hotels auf im Bürgerkrieg beschlagnahmten Besitztümern wird mit Verweis auf eine gemeinnützige Verwendung der Gewinne abgetan. Ein weiteres Prestigeobjekt ist die Integration von lokalen Tamilen in die Armee, obwohl es sich auf Nach-

frage bei der lokalen Militäradministration um weniger als 200 der in den Nord-Ost-Provinzen stationierten circa 10.000 Soldaten handelt. Das geht mit Aussagen lokaler Geschäftsleute und des Chief Minister einher, dass der Konflikt zwar militärisch beigelegt, aber keine Gleichberechtigung in administrativer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht erreicht sei. Der Konflikt ist in den Köpfen vieler Menschen noch nicht beendet und eine Zusammenarbeit funktioniert bisher nur in der Theorie.

Neue Konflikte und die Rolle der UN

Die fehlende Aufarbeitung des Bürgerkriegs wird zudem durch eine weitere Konfliktline ergänzt. Die mehrheitlich buddhistischen Singhalesen und die hinduistischen Tamilen eint oft die Ablehnung der muslimischen Tamilen, auch Moors genannt, welche sich als eigenständige Ethnie begreifen. Seit Ende des Bürgerkriegs vor zehn Jahren haben radikale buddhistische Organisationen begonnen, antimuslimische Einstellungen und Vorurteile zu fördern. Im Südwesten der Insel kam es im Jahr 2014 zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Buddhisten und Muslimen, ebenso 2018 im Zentrum des Landes. Gleichzeitig radikalisierte sich ein Teil der Muslime zusehends. An Ostern diesen Jahres verübten ortsansässige Islamisten Bombenanschläge auf mehrere christliche Gotteshäuser und Luxushotels, weshalb sich die Anspannungen zwischen Muslimen und Nichtmuslimen zuspitzten. Die Fokussierung auf Reformen sowie die Etablierung einer gemeinsamen Erinnerungskultur rücken in weite Ferne, während die mit der Sicherheitslage begründeten Ausnahmereglungen zunehmen.

Die internationale Gemeinschaft kann bei dem zentralen Konfliktpunkt einer föderalen Verfassung wenig bewirken und fordert selbst in einer diesbezüglichen Resolution des UN-Menschenrechtsrates im Jahr 2015 nur eine Stärkung der zivilen Verwaltung in den Nord- und Ostprovinzen und die Einhaltung von Presse- und Religionsfreiheit. Eine UN-Friedenstruppe wie in der Westsahara oder dem Sudan existierte während des Bürgerkrieges nicht. Die alltägliche Arbeit der UN beschränkt sich hauptsächlich auf eine Reihe von Sonderorganisationen wie der *Food and Agriculture Organization* und der *International Labour Organization*, die teils seit mehr als 60 Jahren im Land präsent sind. Dabei liegt der Fokus auf Maßnahmen, die zur Selbsthilfe durch Bildung oder wirtschaftliche Unabhängigkeit anregen. Dies ist umso wichtiger, da den Minderheiten in dem sehr großen öffentlichen Arbeitssektor (20%) oft Spitzenpositionen verwehrt bleiben. Somit beugt die Bildungsförderung der Nachkriegsgeneration einer Radikalisierung vor, welche durch ökonomische Marginalisierung gefördert wird. Mehrfach wird von unterschiedlichen Akteuren Kritik an den bereits umgesetzten Versöhnungsmaßnahmen seitens der Regierung geäußert. Viele Anordnungen, zum Beispiel die Zweisprachigkeit der Nationalhymne, seien oft symbolisch und griffen zu wenig in den Lebensalltag der Menschen ein. Demzufolge sei es auch nachvollziehbar, dass die Menschen weiter nach ethnischen, nicht politischen Kriterien wählen. Jedem Vertreter der UN, Regierung oder Zivilgesellschaft wurde am Ende der Konsultationen die gleiche Frage gestellt: Bei der Betonung aller Konfliktlinien, was sind die verbindenden Elemente innerhalb der sri-lankischen Gesellschaft? Von der amerikanischen oder indischen Botschaft über die UN bis zum Lokalpolitiker oder Firmenchef lautete die Antwort: Cricket! Dies sei in allen Bevölkerungsschichten, ethnien- und religionsübergreifend der beliebteste Sport. Wenigstens in dieser Bewertung scheint man sich einig zu sein, ist doch Volleyball eigentlich per Gesetzesdekret offiziell verankerter Nationalsport. □

„Momente der Wahrheit“

Bilder aus der NS-Zeit richtig zu deuten, ist heikel. *unique* spricht mit Frau Dr. Frübis über Reenactment, Kontextualisierung und Erinnerungskultur.

Szenenfoto aus einem sowjetischen Film über die Befreiung des KZ Auschwitz, zeigt überlebende Kinder

unique: **Frau Dr. Frübis, Sie schreiben in der Einleitung des Buches, die Analyse der Fotos aus den Lagern stehe „noch immer vor großen Herausforderungen“ – wieso ist das, so viele Jahre nach 1945, noch immer problematisch?**

Hildegard Frübis: Das hängt ganz grundsätzlich damit zusammen, dass dieses Genre von fotografischen Bildern – im Fachbegriff die „dokumentarische Fotografie“ – per se ein höchst komplexes Gebilde ist, dass zu seiner Entschlüsselung sowohl das Wissen von Bildhistoriker*innen so wie Historiker*innen benötigt. Damit diese Fotografien zu aussagekräftigen Bild-Dokumenten werden – will man sich nicht zum „verlängerten“ Agenten der NS-Propaganda machen, wofür beispielsweise das sogenannte „Ausschwitz-Album“ oder das „Höcker-Album“ stehen – muss man nicht nur genau hinschauen, sondern die Fotografien untereinander abgleichen – damit z.B. deutlich wird, dass sie „Auslassungen“ enthalten und/oder in ihrer Aufnahmeperspektive durch die Intention des Fotografen bzw. der Institution bestimmt sind. Bilder – ob Fotografie oder Gemälde – stehen grundsätzlich nie außerhalb von Zeit und Raum; selbst das vorgeblich „reine Sehen“ nicht, und will man sie zum Sprechen bringen, muss man zum einen genau hinschauen und zum anderen das Gesehene immer wieder mit anderen Informationen, wie historischen Quellen, Augenzeugenberichten, Briefen etc. konfrontieren und in Bezug setzen. Dass Bilder wie Texte immer nur „Momente der Wahrheit“ enthalten, hat allerdings auch schon Hannah Arendt in ihren Beobachtungen zu den Aussagen im ‚Auschwitz-Prozess’ konstatiert.

Darüber hinaus, so mein Eindruck, haben die Historiker*innen alle Genres von Bildlichkeiten lange abgelehnt, denn sie haben – unausgesprochen – Bilder als etwas rein subjektiv Verfasstes wahrgenommen. Nur das schriftlich Verfasste galt als Quelle der „historischen Wahrheit“, so mein Eindruck. Der „Doppelcharakter“ des fotografischen Bildes, die Gleichzeitigkeit von historischem Dokument und dessen Interpretation, war für die Vorstellung einer „objektiven Geschichtsschreibung“ etwas höchst „Verdächtiges“. Allerdings muss ich auch hinzufügen, dass lange Zeit eine höchst naive Benutzung von historischen Fotografien praktiziert wurde – meist von Nicht-Bildhistoriker*innen.

Auch in dem Buch wird darauf verwiesen, dass Fotografien immer nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit abbilden. Öffnet man damit nicht auch den Relativierungsbemühungen gewisser Akteure Tür und Tor?

Ich kann nur an die oben gemachten Ausführungen anschließen bzw. dies geschieht nur dann, wenn man die Fotografien

„sich selbst überlässt“ und der naiven Einstellung folgt, dass Bilder für sich selbst sprechen und für die Wahrheit stehen. Dabei würde man einem Idealismus folgen, wie er im 18. bzw. 19. Jahrhundert noch gepredigt wurde. Abgesehen von den fotografischen Bildern: Jede Textquelle braucht ihre Auslegung, Interpretation und Kontextualisierung. Gerade der Nationalsozialismus ist doch dafür bekannt, dass er auch eine NS-Sprache „eingeübt“ hat, die die Verbrechen nicht unmittelbar wahrnehmbar machen sollte – selbst in den NS-Dokumenten, wie sich an Begriffen wie ‚Endlösung‘ oder ‘unnatürliche Todesfälle‘ zeigt.

Unmittelbar nach der Befreiung der Lager sei das „Re-enactment“ gängige Praxis gewesen. Was darf man sich als Laie darunter vorstellen – und was bedeutet das für die Fotos, die wir heute beispielsweise in Gedenkstätten oder Büchern sehen?
Re-enactment heißt so viel wie „nachgestellte Bilder“. Damit wurde das Terrorsystem der SS in den Konzentrationslagern – häufig extreme Strafpraxen – nach der Befreiung durch ehemalige Häftlinge für die Alliierten „aufgeführt“, um diesen die Strafpraxen anschaulich vor Augen zu stellen, etwa das „Baumhängen“ im KZ Buchenwald. Die Fotografien der „Re-enactments“ wurden somit auch für die Dokumentation der Verbrechen notwendig und um eine Beweislage für die NS-Prozesse herzustellen. Die Praxis der „Re-enactments“ war wiederum eine Folge des NS-Systems bzw. hängt ursächlich, möchte ich behaupten, mit den Strukturen des Nationalsozialismus zusammen. Damit meine ich die das NS-System charakterisierende Eigenschaft, Zeugen und Dokumente der eigenen Taten weitestgehend zu zerstören – siehe die Versuche, die Lager selbst noch in den letzten Kriegstagen zu evakuieren und die Einrichtungen zu zerstören, bis hin zu den Verbrennungsöfen in Auschwitz und nicht zuletzt der Versuch, keine Fotografien und Textdokumente zu hinterlassen.

Waren sich die nationalsozialistischen Urheber der Fotos darüber im Klaren, welchen umfangreichen „Beweiswert“ sie durch ihre zahlreichen Aufnahmen in den Lagern erschaffen?
Dass den Nationalsozialisten die Beweiskraft der Fotos bewusst war, lässt sich schon daraus schließen, dass sie genaue Regularien für den Einsatz der Fotografie festlegten. Bestens bekannt sind die Verbote im Konzentrationslager zu fotografieren – auch für die Angehörigen der SS. Das Wissen bzw. Vermuten über die Beweiskraft der Fotografie bedeutet jedoch nicht, dass die Nationalsozialisten ein Unrechtsverständnis gegenüber dem eigenen Tun und Handeln hatten. Sowohl Textdokumente wie auch Fotografien wurden unter Verschluss gehalten, damit sie nicht den „Feinden“ des Regimes in die Hände fallen sollten. Insoweit waren die Institutionen des Nationalsozialismus durchaus moderne Akteure hinsichtlich Bild und Wort. Sie wussten, dass jedes Dokument - Bild oder Wort - in verschiedene bis gegensätzliche Kontexte eingesetzt werden konnte bzw. manipulierbar war. Dies nutzte ja auch die NS-Propaganda selbst bestens seit den ersten Tagen des Regimes in denen von ihr herausgegebenen Publikationen, Tagespresse, illustrierten Zeitschriften etc.

Sehen Sie gravierende Unterschiede in der Nutzung der verschiedenen Foto-Gattungen in der Museums- und Erinnerungspraxis? Etwa zwischen Gedenkstätten in Deutschland und Osteuropa, oder verglichen mit den USA.
Ja sicher. Das zeigt auch noch einmal deutlich, was Kontextualisierung heißt. Jeder dieser Staaten hat einen anderen Blick auf die Geschichte sowie auf die Auswirkungen des Nationalsozialismus – auch bedingt durch die Verschiedenheit der Geschichte selbst. Osteuropa wurde zum größten „Einsatzort“ der Verbrechen des Krieges wie der Konzentrationslager, die USA sind nicht unmittelbar „Objekt“ der Verbrechen, sondern treten als Gegner des NS-Regimes in den Krieg ein und werden zu den „Befreiern“. Dies zeigte sich schon sehr prominent hinsichtlich der Unterschiedlichkeit der Erinnerungspolitik wie der Mahnmale in Deutschland, Osteuropa und den USA.

Ein wichtiger Aspekt in dem Buch ist der „Doppelcharakter“ der Fotografien (darstellend-beschreibend vs. perfomativ). Was bedeutet das ganz praktisch für heutige Betrachter, beispielsweise eine Schulklasse beim Besuch einer KZ-Gedenkstätte?
Das heißt, dass man Bilder – wie letztlich jedes andere Medium oder Dokument – nicht „für sich selbst sprechen lassen kann“, wie schon anfangs ausgeführt. Konkret und praktisch heißt dies, dass Ausstellungen in Gedenkstätten wie auch im Museum die Aufgabe haben, die Kontexte zu den Bildern zu liefern – statt Fotografien, wie lange geschehen, lediglich zur „Untermalung“ in den Ausstellungen zu nutzen, ohne genaue Angaben zu Herkunft, Ort, Fotograf. Weder Fotografien noch andere Objekte/Artefakte sprechen für sich alleine oder besitzen – alleine aus sich – die ganze Wahrheit. Um Hannah Arendt noch einmal aufzunehmen – man hat immer nur „Momente der Wahrheit“.

Haben Sie vielen Dank, Frau Dr. Frübis.

Die Fragen stellte Frank.

Dr. Hildegard Frübis

ist Privatdozentin am Institut für Kunst- und Bildgeschichte der HU Berlin. Sie ist Mitherausgeberin des Sammelbandes Fotografien aus den Lagern des NS-Regimes: Beweissicherung und ästhetische Praxis*, der im Böhlau-Verlag erschienen ist.*

Fotoessay

Grenzen in der Nacht

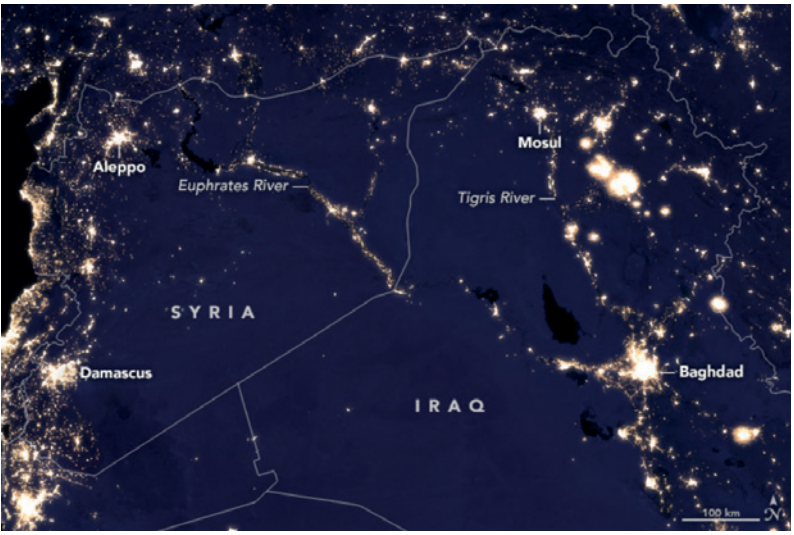
Sie offenbaren, was tagsüber unsichtbar ist: Bilder der Erde bei Nacht, aufgenommen von der Internationalen Raumstation. Auf diesen fünf Bildern wird deutlich, wie künstliches Licht Grenzen zwischen Staaten, aber auch zwischen Krieg und Frieden aufzeigt.

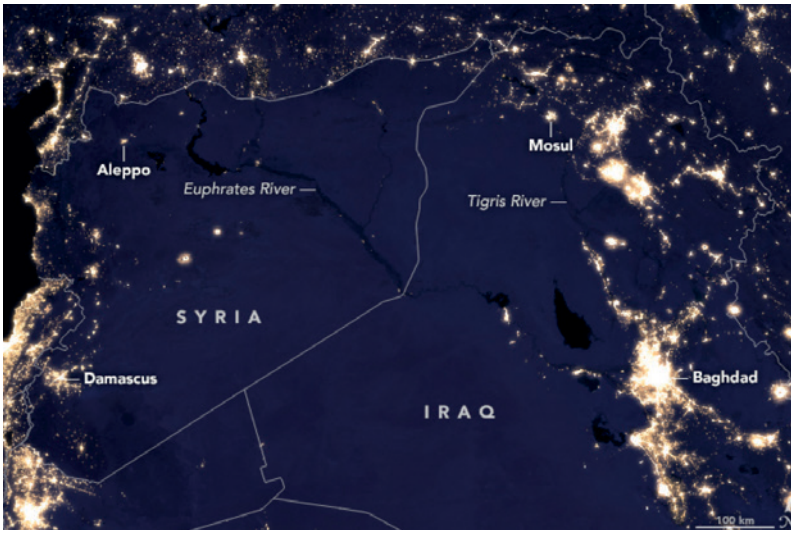
von Ella

30.000 Gaslaternen erhellen Berlin bei Nacht. Damit erlauben sie uns einen Blick in die Vergangenheit, denn sie zeigen vom Weltall aus betrachtet ein noch immer geteiltes Berlin – und das 30 Jahre nach dem Mauerfall. Während der Westteil der Stadt im kalten Weiß seiner Quecksilberdampflampen und Leuchtstoffröhren erstrahlt, glüht der Osten gelborange durch seine Natriumdampflampen. Doch das ändert sich langsam. Da LED-Leuchten heller, umweltfreundlicher und auf Dauer günstiger sind, werden immer mehr Straßenlaternen umgerüstet. Wenn wie geplant jährlich 3.000 Gaslaternen dadurch verschwinden, könnte es noch gut ein Jahrzehnt dauern, bis ganz Berlin nachts warmweiß leuchtet. Am Ende sollen nur noch die denkmalgeschützten 3.300 Letzten dieser erhellenden Zeitzeugen erhalten bleiben.

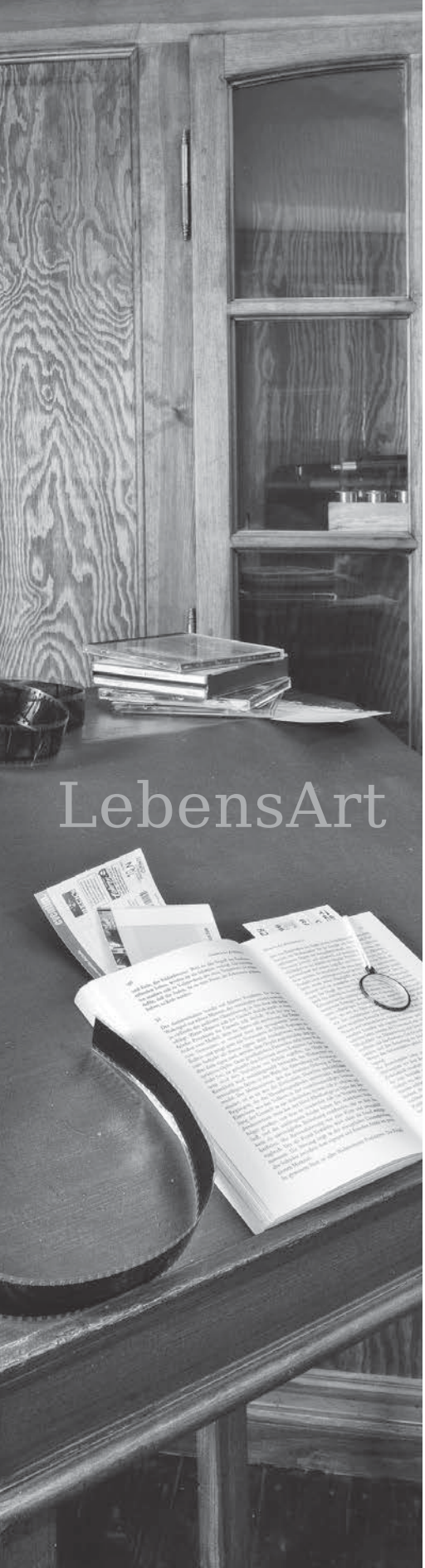
Sie sieht aus wie aufgemalt: Die 2.000 Kilometer lange orangene Linie, die Indien und Pakistan trennt. Aber sie existiert tatsächlich, dank der 150.000 Flutlichter, die an zwei Dritteln der 3.300 Kilometer langen Grenze aufgestellt sind. Durch sie versucht die indische Regierung Immigranten, Terroristen und Waffenschmuggler abzuhalten. Manch einer nennt sie sogar die gefährlichste Grenze der Welt. Denn seit 1947, dem Ende der britischen Kolonialherrschaft und der Bildung der beiden unabhängigen Staaten, zeichnen vier Kriege, zahlreiche militärische Konflikte und eine Vielzahl von Terroranschlägen bis heute ein düsteres Bild. Erst im Februar gab es erneut einen Selbstmordanschlag der pakistanischen Extremistengruppe Jaish-e-Mohammed, bei dem 40 indische Soldaten starben, gefolgt von einem Luftangriff Indiens auf ein Camp dieser Extremistengruppe und dem Abschuss von zwei indischen Kampfflugzeugen. Ein dabei festgenommener Pilot wurde allerdings von der pakistanischen Regierung als Friedensgeste wieder freigelassen. Dennoch ist das nächtliche Lichtspektakel an der Demarkationslinie noch heute ein Zeichen der andauernden Anspannungen und des blutigen Konflikts zwischen den beiden Atommächten.

Wenn man nicht genau hinsieht, könnte man meinen, es läge Wasser zwischen China und Südkorea. Nur eine kleine Insel schimmert auf halbem Wege zwischen den beiden. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass es sich stattdessen um Pjöngjang handelt. Und die schwarze umliegende Masse, die die zwei Staaten trennt, ist der Rest von Nordkorea. Dabei ist das Land nicht schwach besiedelt, sondern hat immerhin halb so viele Einwohner wie Südkorea. Es handelt sich bei diesem Bild auch nicht um einen einmaligen Blackout; so sieht der Normalzustand aus. Die Energieversorgung im Land ist katastrophal: Stromausfälle sind selbst in der Hauptstadt häufig und abseits der Industriegebiete werden Teile des Landes nur für wenige Stunden am Tag versorgt, wenn überhaupt. 2016 hatte laut der *International Energy Agency* nur ein Viertel der Nordkoreaner Zugang zu Elektrizität. Wer das nötige Geld hat, versorgt sich selbst mithilfe von Solarzellen. Doch die Wirtschaft ist schwach, die Hälfte der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze und ist unterernährt. Darüber, wie viele Menschen in Arbeitslagern festgehalten werden, lässt sich nur spekulieren. Das vom Internet und dem Blick der Welt abgeschnittene Nordkorea außerhalb Pjöngjangs liegt sowohl metaphorisch als auch wortwörtlich im Dunkeln.





In Syrien gehen die Lichter aus, nach und nach, eins nach dem anderen. In der Nacht zeigen uns Lichter, wo Menschen wohnen, leben, lachen. Wo sie verschwinden, hat sich Flucht, Zerstörung und Tod breit gemacht. Das erste Bild zeigt Syrien 2012, das zweite 2016. Am stärksten zeigen sich die Auswirkungen des Kriegs in Aleppo und an den Siedlungen am Euphrat. Dafür scheint es hinter der türkischen Grenze im Norden umso heller, denn dort hält sich nun der Großteil der Flüchtlinge auf. Seit Beginn des Bürgerkriegs 2011 sind über 6 Millionen Syrer auf der Flucht innerhalb des Landes und mehr als 5 Millionen haben Syrien verlassen. Zahllose Bombardements haben Industrie, Infrastruktur, Wohnhäuser, Krankenhäuser und Schulen in Schutt und Asche gelegt und damit viele der Lichter in Syrien erloschen. Achtzig Prozent waren es bereits im Jahr 2015.



Die Philosophie des Punk

„Verbieten ist Verboten“: Der Slogan einer Musikrichtung, die sich entgegen des Mainstreams entwickelte.

von Ladyna

Die meisten Teenager hatten irgendwann eine Art musikalische Offenbarung: Abseits vom Einheitsbrei des elterlichen Radios begegnete ihnen eines Tages dieser eine Song, der ihre Sprache sprach. John Robb hatte dieses Heureka-Erlebnis 1976 beim für ihn üblichen Abhängen in einer Eisporthalle in Blackpool mit *Anarchy in the UK* von den *Sex Pistols*: „Ein heftiger Lärmwall als Intro und dann der unglaublichste Gesang, den ich je gehört hatte. 1976 hörte sich seine Stimme nach totaler Befreiung an“, schreibt er in seinem Buch *Punk Rock – Die ganze Geschichte*. *Anarchy in the UK* machte aus einem typischen Vertreter der desillusionierten britischen Jugend der späten 70er Jahre einen Musiker, Musikjournalisten und Wegbereiter des Post-Punks. „Punk veränderte alles. Nicht nur unsere Hosen. Unser Leben.“ Damit ist Robb keinesfalls ein Einzelschicksal, seine Hinwendung zum Punk entsprach dem Zeitgeist, der vor allem von Desillusionierung geprägt war. Der Mief des Elternhauses und die durch die Wirtschaftskrise bedingten mangelnden Chancen im Berufsleben sowie das steife englische Klassensystem sorgten dafür, dass sich die britischen Jugendlichen ausgeschlossen und stark eingeschränkt fühlten. Gleichzeitig bot auch die Musikkultur kaum Identifikationsgrundlage. So hatten die Hippies ihre Glaubwürdigkeit verloren und waren selbst Teil des Establishments geworden. Der als „Bombast-Rock“ diffamierte Mainstream-Rock dieser Zeit, der unerreichbare, entrückte Künstler stilisierte und Massenveranstaltungen zelebrierte, taugte nicht als Stimme der Jugend. Die Discokultur, die auf happy-clappy Sounds setzte und gehaltvolle Texte scheute, war auf zahlungswillige Konsumenten ausgelegt. Für die Jugend wirkte sie unauthentisch. Der neu aufkommende Punk eröffnete hier eine Gegenperspektive: Die geradlinigen, schnörkellosen Stücke zelebrierten den Dilettantismus statt ausufernder Gitarrensoli und Star-Allüren. Die neue Subkultur pflegte eine Do-It-Yourself-Einstellung, nach der jeder eine Band gründen konnte: „This is a chord, this is another, this is a third. Now form a band“, stand programmatisch 1976 in einer Ausgabe des Fan-Magazins *Sideburns*. Die ersten Punk-Bands gaben sich nonkonformistisch und illusionslos, ihre Texte kreisten um das Leiden an der eigenen Existenz, waren anklagend, beschimpfend oder dadaistisch. „Punk-Rock war ein Kulturkrieg. Du warst entweder drinnen oder draußen“, so Robb.

Für die breitere Öffentlichkeit bekannt wurde die neue Bewegung im folgenden Jahr, als die *Sex Pistols* mit *God Save the Queen* zu deren silbernem Tronjubiläum für öffentliche Empörung sorgten. Sie wollten Sympathie für die englische Arbeiterklasse einfordern und ihren generellen Groll gegen die Monarchie artikulieren. Der Nummer-eins-Hit eröffnete nicht nur Klangwelten, die vielen als rüder Lärm erschien, sondern beleidigte Königin und Regierung auch als „fascist regime“. Der öffentliche Aufschrei war entsprechend groß: „Gewalttätige Vergnügen“ oder „Kultur aus den Slums: Brutal und hässlich“ schrieb der *SPIEGEL* 1978. Durch das starke Medienecho wurde Punk in enormer Geschwindigkeit zum globalen Phänomen und konnte so als Katalysator gesellschaftlicher Veränderungen agieren: Punk diente als Negativ-Projektionsfläche der vorherr-

schenden Normen – und hielt so einer breiteren Öffentlichkeit liebgewonnene Überzeugungen vor. „Punk war eine krasse Konfrontation mit der schwarzen Seite der Geschichte und der Kultur, rechten Vorstellungen, sexuellen Tabus, die Erforschung dessen, was noch nie von einer Generation so gründlich untersucht worden war", so Musikjournalist Jon Savage.

Gegen das Establishment

Die geistesgeschichtlichen Grundlagen des Punks reichen allerdings noch weiter zurück, denn sie können im Situationismus der 60er Jahre verortet werden. Auch wenn sich der Punk nicht direkt auf die ältere Kunstrichtung bezog und für die rebellierende Jugend ohne einheitliche politische Ziele vor allem das Klassensystem und dessen Ablehnung im Mittelpunkt stand, findet man starke Parallelen zwischen beiden Denkrichtungen: Die Ablehnung von Ware und Lohnarbeit, welche zu einer fragmentierten, Bedürfnisse rationalisierenden Arbeitswelt führten, war ein Aspekt, in dem sich eine abgehängte Jugend wiederfinden konnte. Im wahrscheinlich wichtigsten philosophischen Werk des Situationismus, *Gesellschaft des Spektakels* von Guy Debord, betreibt der Autor radikale Kapitalismus- und Medienkritik. Alle essenziellen Prozesse in der Gesellschaft seien zu einem bloßen Spektakel verkommen und die Realität einer Scheinwelt gewichen, die sich aus Werbung, Vorurteilen und Propaganda zusammensetze und in der die normalen Menschen gefangen seien. „Das Spektakel ist die ununterbrochene Rede, die die gegenwärtige Ordnung über sich selbst hält, ihr lobpreisender Monolog", so Debord in seinem Buch. Die Welt ist eine Welt der Ware, keine der Menschen. Letztere werden zu bloßen Zuschauern degradiert, die sich von ihren Mitmenschen entfremdet haben. So beschreibt Debord die Gesellschaft als perfekt organisierte, aber seelenlose Maschine, in der selbst Widerstand und Opposition nur ein Schein sind. Dabei schwingt auch ein hohes Maß an Wachstumskritik mit: „Im Spektakel ist das Endziel nichts, die Entwicklung alles. Das Spektakel will es zu nichts anderem bringen als zu sich selbst", schreibt Debord in seinem bekanntesten Werk.

Die Glücksversprechen des Kapitalismus unmittelbar einzufordern, wurde im Situationismus als effektives Mittel angesehen, Diskrepanzen zwischen Anspruch und Realität aufzuzeigen. Im Slogan „Verbieten ist verboten" drückte sich die allgemeine Verachtung von Hierarchien und Regeln aus. Auch Kunst sollte nicht länger im Widerspruch zur Realität stehen, sondern Teil des Lebens werden, was der Punk mit seiner Drei-Akkorde-Philosophie aufgriff. Auch wenn er die pessimistische Analyse der Welt weit weniger differenziert ausformulierte, kann man die Provokation und Verweigerung im Punk als konsequente Weiterführung des Situationismus betrachten. Vielleicht ist der Punk die pubertärste aller Subkulturen: Zu Beginn hatte er vor allem das Ziel, das bürgerliche Lager zu brüskieren, ohne Alternativen oder konstruktive Lösungsansätze zu liefern.

Die frühen Punks können als Nihilisten betrachtet werden, die kategorisch alle gesellschaftlichen Werte ablehnten. Stattdessen ging es um das Vorführen, das Lächerlichmachen, das Anecken, das Sich-selbst-spüren und schlussendlich um das Erlangen der eigenen Freiheit: "Punk ist musikalische Freiheit. Es geht darum, zu sagen, zu tun und zu spielen, was man will", so Kurt Cobain in einem Interview. Dieser Antrieb, nicht weiter gesellschaftlichen Zwängen folgen zu müssen, sondern Triebe und Neigungen ausleben zu können, drückte sich besonders im Verhältnis zum eigenen Körper aus. Ein essentieller Aspekt des Punk-Nihilismus war eine explizit nach außen gelebte Sexualität. Dazu kam Hässlichkeit als eine Form der ultimativen Verweigerung der kapitalistischen Aneignung des Körpers und der Sexualität. So wurde eine Art Dystopie des Körperkultes geschaffen, um all jene Dinge, die in der Gesellschaft nur versteckt existierten, sichtbar zu machen. Damit einher ging eine Gleichgültigkeit gegenüber sich selbst, die sich auch in der selbstzerstörerischen Verwendung harter Drogen ausdrückte.

„Punk is not dead"

Zwar hatte sich der Punk zu Beginn noch als entschieden unpolitisch verstanden, da politisches Engagement als Domäne des verhassten Establishments gewertet wurde, dies änderte sich jedoch mit den 80ern drastisch. Punks wurden zunehmend Teil der autonomen Szene. Ihre Attitüde der Endzeitstimmung passte zur permanenten Atomkriegsangst. Man lebte Arbeitsverweigerung und retablierte das Landstreichertum. Der Slogan „No future", der aus dem Song *God Save the Queen* der *Sex Pistols* stammt, stand für den Zukunftspessimismus und die Tendenzen zu einem drogenintensiven, selbstschädigenden Lebensstil von Teilen der Szene, aber auch für Individualismus und Selbstbestimmung. „Wenn du deine Zukunft nicht selbst in die Hand nimmst, dann wirst du auch keine haben – so einfach ist das", so Jonny Rotton, Sänger der *Sex Pistols* in einem Interview. Eine junge Generation, die ihr Dasein als bloße Zuschauer beenden wollte und sich der Verbindungslosigkeit untereinander übermäßig bewusst war, tanzte Pogo und stieß sich aneinander.

In anderen Kontexten, in denen die Jugend mit stärkeren Beschränkungen konfrontiert war, wurde jedoch auch dieser Slogan abgewandelt: In der DDR drückte die Parole „Too much future" eine Rebellion gegen den vorgezeichneten Lebensweg durch die Staatspartei aus. Auch hier war es eher die persönliche Frustration als eine politische Ideologie, die die frühen Punks antrieb. Doch stand die Jugendkultur in besonders drastischem Widerspruch zum Anspruch der Partei. Trotz ihrer geringen Zahl hatte der Minister für Staatssicherheit Erich Mielke die Zersetzung der Punkbewegung zur Chefsache erhoben, schließlich wurden subversive Subkulturen wie Punks oder Hippies nur als Krisensymptome des Kapitalismus gesehen, hatten in der DDR also nichts zu suchen. Bedingt durch die Abschottung zum Westen kamen neue Subkulturtrends in der DDR meist mit Verzögerung an, konnten sich allerdings in vielen Fällen länger halten. Im Osten waren die Outfits und Symbole der Subkulturen nicht käuflich erhältlich, wodurch sie ihre Aura des Widerstandes länger bewahren konnten. Im Westen hingegen konnte die Kapitalismuskritik des Punks ihn nicht vor einer Vereinnahmung durch die Mode- und Musikindustrie schützen, während diese Kommerzialisierungstendenzen in der DDR nicht zu finden waren. Punkbands wurden im Westen schon bald erfolgreich, vermarkteten sich – und stellten damit ihre eigene Ideologie infrage, was eine gewisse Frage nach dem „Ausverkauf" des Punks nach sich zog. Damit verlor er auch einen Teil seiner Anziehungskraft und Provokationsfähigkeit. Der Nonkonformismus der Punks war meist nicht zielgerichtet. Damit fiel es aber eben auch den kapitalistischen Strukturen verhältnismäßig einfach, ihn sich einzuverleiben. Aus einer Rebellion wurde ein Modeaccessoire. Selbst die Auseinandersetzung mit dieser Entwicklung und das Aufbäumen gegen dieselbe, die sich im „Punk is not dead" Slogan ausdrückt, ist vielfach zum Mainstream geworden. Allerdings kannten auch die Machtorgane der DDR die Strategien der Vereinnahmung subversiver Jugendkulturen, durch die Musikstile in parteikonformer Weise nachgeahmt und verbreitet wurden. Hier ging es weniger um Kommerz, dafür mehr um Kontrolle. So sollte die Subkultur zum Gemeingut mutieren und zu staatlich legitimierter Unterhaltung avancieren, statt Polarisationspotential zu bieten. Erfolgreiche Punkbands in der DDR wurden mit Plattenverträgen und staatlichen Subventionen teilweise ins System einverleibt. Trotzdem blieb die Szene bis zur Wende ein Ärgernis für das Regime.

In der heutigen, äußerst ausdifferenzierten Musiklandschaft spielt der Punk zwar noch eine Rolle, seine eindeutige, aggressive Stoßrichtung gegen das Establishment ist jedoch längst verloren gegangen. Stattdessen haben sich zahlreiche und vielfältige Subgenres gebildet, von denen nur wenige gesellschaftliche oder politische Veränderung propagieren. Zurück bleibt jedoch eine Fülle von Ideen, die ursprünglich der Punk hervorgebracht hat: Dilettantismus, Minimalismus, Spontaneität und Verweigerung, postmaterialistische Attitüden und öffentliche Vulgarität sind sein geistiges Erbe. □

Hörtipp: Diese drei Songs transportieren die Atmosphäre aus den Anfangsjahren des Punks und eignen sich perfekt als Soundtrack zum Artikel

Anarchy in the UK, Sex Pistols, 1976
Blitzkrieg Bop, The Ramones, 1976
Orgasm Addict, Buzzcocks, 1977

WortArt

Das fremde Gedicht

Wenn Zäune wie Blätter fallen

von Mici und Silvana

Viele Leser erinnern sich bei diesem Werk des israelischen Dichters Shahar Bram an die Zeilen von Robert Frosts *Mending Wall*. So will man beim Lesen die letzten Zeilen gedanklich mit Frosts kritisch zu nehmenden Worten „Good fences make good neighbors“ beenden. Doch statt Nachbarn durch Zäune voneinander abzuschotten, stehen diese bei Bram für eine bevorstehende Reise: Ob es eine Reise in eine neue Heimat oder in eine neue Zukunft der alten Heimat sein wird, ist allerdings ungewiss.

Der in Jerusalem geborene Autor unterrichtet am Institut für Hebräisch und Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Haifa. Neben seiner Tätigkeit an der Universität veröffentlichte Bram vor zwei Jahren seinen bereits dritten Roman *Requiem to a Bird*. Darüber hinaus verfasste er mehrere Gedichtbände, unter anderem den 2008 unter dem Titel *Walls* erschienenen Band, der auch das Gedicht *North of Boston* beinhaltet. Selbst der Titel des Gedichts ist eine Hommage an Frosts bekanntes Werk, welches 1914 im gleichnamigen Gedichtband veröffentlicht wurde. Bram bedient sich in seinen sprachlichen Bildern auch einer Jahreszeit. Doch während es bei Frost der Frühling, die Zeit des Frühjahrsputzes ist, in der alte Mauern wieder aufgebaut werden, ist es bei ihm der Herbst, in dem Zäune fallen wie Blätter. Das Gedicht ist ein Abbild der vielen Grenzen, Mauern und Zäune, die Nationen und Kulturen künstlich voneinander abgrenzen. Brams Heimat ist geprägt von den Grenzen zum Westjordanland, zu Ägypten und Syrien, aber auch von denen innerhalb Israels. Im Gegensatz zur mauen Frühlingsatmosphäre schildert Bram eine eine Herbstatmosphäre – eine bunte, lebendige und berauschende Jahreszeit, auf die man in Israel vergeblich wartet. Diese berauschende Atmosphäre übermittelt Brams Werk an seine Leser. Sein Gedicht stellt zusammen mit anderen Werken des 21. Jahrhunderts einen Wendepunkt in der hebräischen Literatur dar. Im letzten Jahrhundert taten sich einige israelische Schriftsteller im Rahmen eines Kulturprojekts zusammen, dessen Ziel es war, den Stellenwert der hebräischen Literatur unter Beweis zu stellen. Shahar Bram stach damit heraus, dass er sich als einer der wenigen auf nicht-hebräische Quellen bezog. Er und insbesondere sein Gedicht *North of Boston* sind somit ein Spiegelbild dieses Wendepunkts. □

Shahar Bram

Übersetzung von Yael Wertheim Soen

North of Boston

צפונית לבוסטון | שחר ברם

One who wants to witness a hedge’s amendment

הָרוֹצֶה לִצְפּוֹת בְּתִקּוּן גְּדֵרוֹת

Shall come here. The leaves fall and with them the fences

יָבוֹא לְכָאן. הֶעָלִים נוֹפְלִים וְעִמָּם הַגְּדֵרוֹת

Lose their value. The trees branch

מְאַבְּדוֹת מֵעֶרְכָּן. הָעֵצִים שׁוֹלְחִים עֲנָפִים

Between courts, The grass is flooded by spies.

מֵחָצֵר לְחָצֵר, הַדֶּשֶׁא מוּצָף מְרַגְּלִים.

The season’s habits: to lag along borders, to glance

הֶרְגְּלֵי הָעוֹנָה: לָלֶכֶת לְאֹרֶךְ גְּדֵרוֹת, לְהָצִיץ

At twitters, to prepare for the frost. Autumn leaves

בְּצִיּוּץ צִפֳּרִים, לְהִתְכּוֹנֵן לַקָּרָה. עֲלֵי סְתָו

Between yards, neighbours are consulting.

בֵּין חָצֵר לְחָצֵר שְׁכֵנִים מְטַכְּסִים עֵצָה.

Those lines, that hold me here, echo

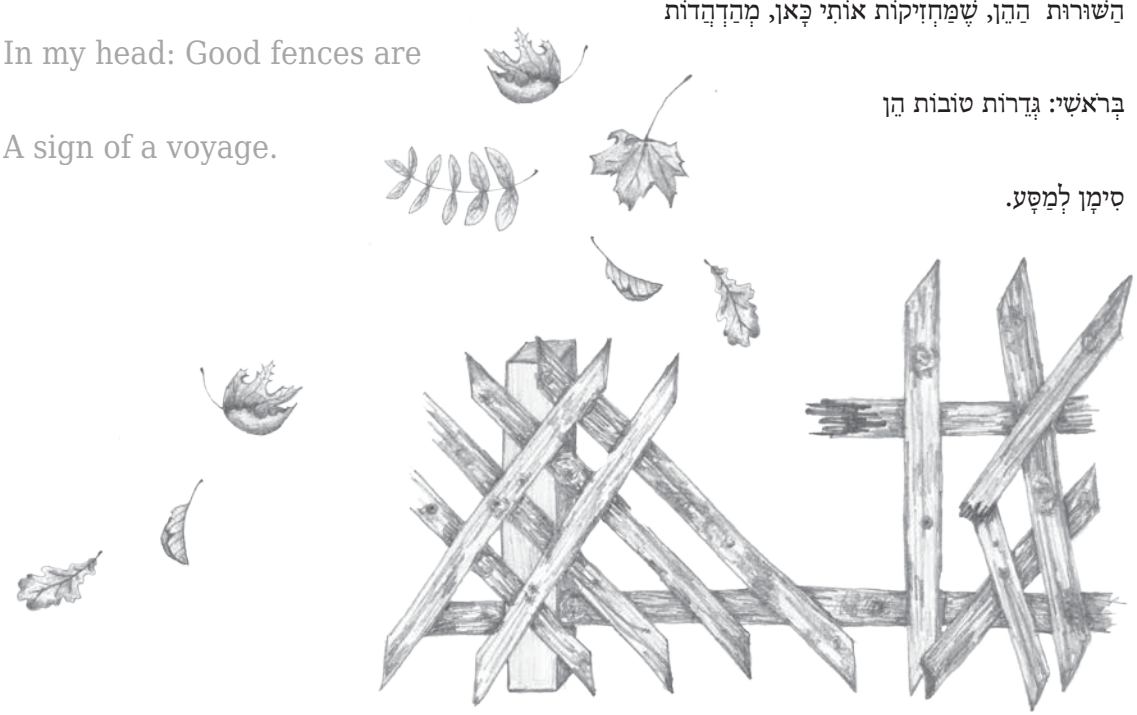
הַשּׁוּרוֹת הַהֵן, שֶׁמַּחְזִיקוֹת אוֹתִי כָּאן, מְהַדְהֲדוֹת

In my head: Good fences are

בְּרֹאשִׁי: גְּדֵרוֹת טוֹבוֹת הֵן

A sign of a voyage.

סִימָן לְמַסָּע.



„Da hab ich aber noch nichts von gehört“

Deutsch gestern und heute – von gesprochener Dialektsprache über das Standarddeutsche zu Regiolekten und Jugendsprache.

von Helmut Weiß

Deutsch ist – wie jede andere natürliche Sprache – keine uniforme Erscheinung, sondern tritt in vielerlei Gestalten auf. Das Deutsche, wie es heute gesprochen und geschrieben wird, ist nicht dasselbe, das zu Goethes Zeiten gesprochen und geschrieben wurde. Damals herrschte eine ausgeprägte Diglossie: Die sich zu dieser Zeit endgültig herausbildende und etablierende Standardsprache war nur schriftlich in Gebrauch, während in der mündlichen Kommunikation Dialekte oder sehr dialektnahe Umgangssprachen verwendet wurden. Das gilt selbst für unsere Klassiker: Goethe berichtet in seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*, dass er sich in Leipzig, wo er sich zum Studium aufhielt und wo man sich einbildete, ein besonders reines Hochdeutsch zu sprechen, „jedesmal einen strengen Verweis zuzog“, wenn er zu sehr ins Frankfurterische abglitt. Nach Schillers Lesung seines Werkes *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua* im Mannheimer Theater hieß es sogar „Aus dem Fiesco wird ein Fiasko“. Aufgrund seines schwäbischen Dialekts verstanden die Zuschauer nicht, wie gut das Drama eigentlich war.

Eine Sprache, die nicht gesprochen, sondern nur geschrieben wird, mutet uns heute etwas seltsam an: Man denkt dabei eher an eine tote Sprache wie Latein, die nur noch für spezielle Zwecke (z.B. als Wissenschaftssprache) benutzt wird. Aber Standardsprachen, worunter man gemäß Duden „über den Mundarten, lokalen Umgangssprachen und Gruppensprachen stehende, allgemeinverbindliche Sprachformen“ versteht, haben sich zunächst meist als Literatur- und Verwaltungssprachen entwickelt. Das gilt insbesondere für das Standarddeutsche, das nicht auf einem bestimmten Dialekt basiert, sondern als eine Art Ausgleichssprache zwischen verschiedenen ostmittel- und ostoberdeutschen Dialekten entstanden ist. Sprachen, die nur geschrieben werden, können außerdem nicht im natürlichen Erstspracherwerb angeeignet werden. Sie werden stattdessen in der Schule (bzw. früher auch häufig durch Selbstunterricht) als schreibbare Zweitsprache gelernt. Durch diese beiden Aspekte – fehlender Erstspracherwerb und Beschränkung auf das Medium der Schriftlichkeit – wirkte das Sprachsystem zum Teil künstlich. Ein markantes Beispiel ist der Genitiv, der bekanntlich im Standarddeutschen noch existiert, obwohl er schon zu frühneuhochdeutscher Zeit aus den Dialekten verschwunden ist. Etwas überspitzt formuliert, könnte man den Genitiv als „Buchkasus“ bezeichnen, da er nur in und dank der Schriftsprache überlebte.

Entwicklung in vier Stufen

Bezogen auf die beiden grundlegenden Parameter Spracherwerb und Medialität kann die Entwicklung des Standarddeutschen (bzw. Hochdeutschen, wie man es häufig auch nennt) in vier Stufen beschrieben werden. Auf der ersten Stufe war Standarddeutsch eine nur sekundär gelernte Schriftsprache. Hier begegnen nicht selten Konstruktionen, die aufgrund ihrer syntaktischen Komplexität in der spontanen Sprechsprache kaum möglich sind, beispielsweise Buchtitel à la „Engelbrechts, eines Tuchmacher Gesellen aus Winsen an der Aller Beschreybung von dem Himmel und der Hölle“ oder Wortteilellipsen wie „bey Gut- und Blutes Straffe“ oder „in Erober- und Plünderung der Statt“, die in dieser extremen Form vermutlich in keinem Dialekt vorkamen und die daher die weitgehende Trennung von sprech- und schriftsprachlicher Kompetenz illustrieren. Danach folgte eine Stufe, in der Standarddeutsch zwar immer noch nicht ersterworben und gesprochen wurde, in der sich aber die Schreiber an der gesprochenen Sprache zu orientieren begannen. In der Literatursprache ist diese Annäherung vor allem ab dem Sturm und Drang zu beobachten. In den Dramen von Jakob Michael Lenz finden sich gehäuft sprechsprachliche Muster und Konstruktionen wie, um nur zwei Beispiele zu nennen, Reduktionsformen von Artikel und Pronomen („daß er’s Aufstehen vergißt“) und der Indefinitartikel „ein“ als Approximativmarker („so wollt ich gern ein zehn Jahr‘ eher sterben“).

Auf der dritten Entwicklungsstufe ändert sich nun tatsächlich und nicht nur konzeptuell die Medialität: man beginnt Standarddeutsch vermehrt in der Alltagskommunikation zu sprechen. Dieser Wandel setzt vereinzelt schon im 19. Jahrhundert ein und führt zu „systembereinigenden Entwicklungstendenzen“, wie der Sprachhistoriker Peter von Polenz es genannt hat. Darunter fallen u.a. Vereinfachungen im Bereich der Kasus-

morphologie und –syntax (z.B. „ein Glas Weines“ → „ein Glas Wein“) oder die Zunahme analytischer Formen. Diese kann man etwa beim Konjunktiv („ich würde jetzt gerne gehen“ anstelle von „ich ginge jetzt gerne“) beobachten oder bei der sogenannten tun-Periphrase, die vor allem umgangssprachlich vorkommt. Ein schönes Beispiel dafür findet sich auf der Internetseite des Instituts für deutsche Sprache: „‚Ich tu halt lieber Menschen retten, als sie zu erschießen‘, definiert der 20-Jährige salopp seine Entscheidung für das Rote Kreuz und später für den Zivildienst“. Häufig handelt es sich dabei um Veränderungen, die in den Dialekten vorher schon eingetreten sind und die nun in den gesprochenen Standard übernommen werden. Es fand also eine Art Ausgleich zugunsten der Dialekte statt.

„Der Adenauer wenn das noch erlebt hätte“

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts beginnt dann etwas völlig Neues: Immer häufiger wird jetzt nicht mehr ein Dialekt als Primärsprache erworben, sondern Standarddeutsch (bzw. umgangssprachliche Varianten davon). Dieser Spracherwerbswechsel ist bedingt durch außersprachliche Faktoren: zum einen „durch Massenflucht und –vertreibung seit 1945, Motorisierung und berufliche Mobilität“, so Peter von Polenz, und zum andern durch den Einfluss moderner Massenmedien (vor allem Rundfunk und Fernsehen). Für das Standarddeutsche hat das insbesondere zwei Konsequenzen. Einerseits wird das sprachliche System gewissermaßen naturalisiert und regularisiert, das heißt, die schon angesprochenen künstlichen Züge des Deutschen werden weiter abgebaut. Andererseits kommt es zu einer sogenannten Destandardisierung, durch die Entwicklung von Regionalsprachen bzw. Regiolekten. Diese ersetzen Dialekte als Sprechsprachen und zeigen auch spezifische Eigenschaften, die ursprünglich in den jeweiligen regionalen Dialekten vorkamen. So wird man einen Satz wie „Da hab ich aber noch nichts von gehört“ eher von einem norddeutschen Sprecher hören als von einem süddeutschen, der dagegen eher Sätze wie „Der Adenauer wenn das noch erlebt hätte“ äußert. Der Grund dafür ist, dass die Spaltung von Pronominaladverbien („da … von“) als typisch niederdeutsch gilt, während die Extraktion eines Satzgliedes aus einem konjunktionaleingeleiteten Nebensatz („Der Adenauer wenn…“ anstelle von „Wenn der Adenauer…“) typisch für ostoberdeutsche Dialekte wie das Bairische ist. In Frankfurt und Umgebung hört man dagegen Leute, die wissen wollen, wem etwas gehört, fragen: „Wem ist das?“ – auch dies ist eine typisch regionalsprachliche Wendung (hier aus dem sog. Neuhessischen). Die zunehmende Diversifikation des Standarddeutschen zeigt sich auch darin, dass sich in allen deutschsprachigen Staaten nationale Standards herausgebildet haben, sodass man am Wortschatz und anderen sprachlichen Eigenheiten erkennen kann, ob jemand aus Österreich oder der Schweiz kommt. Österreicher z.B. erkennt man an bestimmten Ausdrücken wie „Marillen“ statt Aprikosen oder der sehr speziellen Verwendung des Partikels „eh“ (etwa in Antworten wie „Ja eh“).

Neben Regionalsprachen gibt es weitere Varietäten des Deutschen, etwa die Jugendsprache oder das in den letzten Jahren intensivst erforschte Kiezdeutsche. Eines der bekanntesten Merkmale des Kiezdeutschen ist die Weglassung der Präposition bei Direktional- und Lokalangaben: „Ich geh Kino“ – das ist für viele eher sprachkonservative Zeitgenossen ein Zeichen des Niedergangs des Deutschen. Da solche Eigenschaften aber kaum den Weg in mehr standardnahe Varietäten des Deutschen schaffen dürften, können sie auch kaum dessen Niedergang bewirken.

Das heutige Deutsche hat in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten eine erstaunliche Entwicklung durchgemacht. Es entwickelte sich von einer nur geschriebenen Zweitsprache über verschiedene Zwischenstufen zu einer voll-natürlichen Sprache, die ersterworben und in der mündlichen Alltagskommunikation benutzt wird. Der Preis, den man dafür offenbar zahlen muss, ist ein gewisses Ausmaß an Destandardisierung. Das wird von manchen als Sprachverfall gesehen – etwa in der Diskussion um das Kiezdeutsche oder bei der Klage über das Schwinden des Genitivs –, es ist aber eher ein Beleg dafür, dass das Deutsche lebt, und für lebende Sprachen ist es natürlich, dass sie sich wandeln. Nur eine tote Sprache verändert sich nicht mehr. □

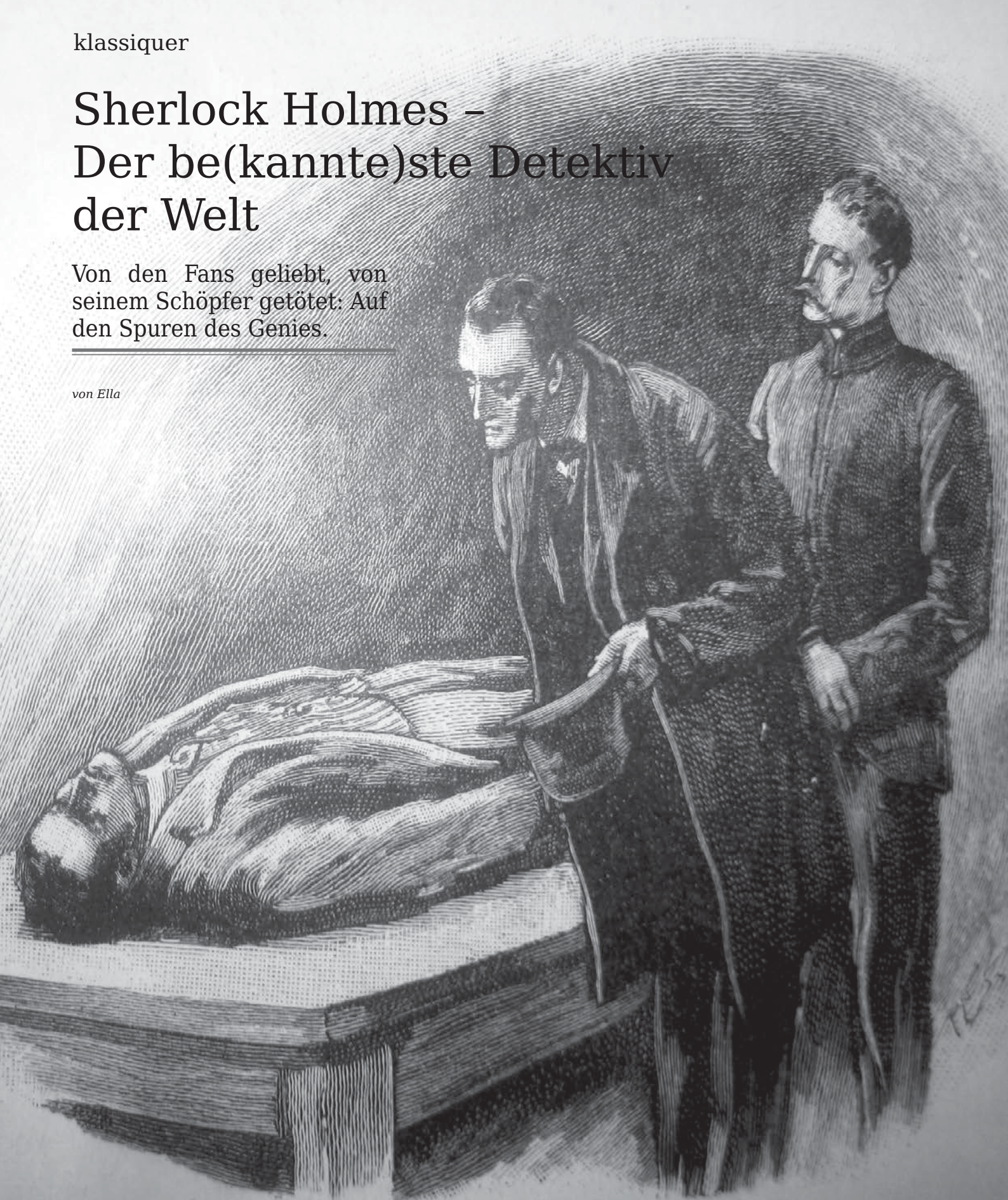
Prof. Dr. Helmut Weiß

ist Professor für historische Linguistik des Deutschen an der Goethe-Universität-Frankfurt a.M. Sein Arbeitsschwerpunkt ist historische und Dialektsyntax. Unter anderem ist er der Verfasser des Werks Syntax des Bairischen *(1998) und Mitherausgeber des* Online-Atlas Syntax hessischer Dialekte.

Sherlock Holmes – Der be(kannte)ste Detektiv der Welt

Von den Fans geliebt, von seinem Schöpfer getötet: Auf den Spuren des Genies.

von Ella



Vor 133 Jahren schrieb ein junger Brite über einen kriegsversehrten Arzt, der zum einzigen beratenden Detektiv der Welt zieht und ihm hilft ein Verbrechen aufzuklären, an dem sich Scotland Yard die Zähne ausgebissen hatte. Heute kennt die beiden jeder: Sherlock Holmes und sein Watson. *A Study In Scarlet*, die ein Jahr später in *Beeton's Christmas Annual* von 1887 veröffentlicht wurde, sollte unverhofft zum Anfang einer Detektiv-Reihe werden, welche sich wie kaum ein anderes Werk ins Gedächtnis der Popkultur einbrennen würde. Die vier Romane und 56 Kurzgeschichten über die Abenteuer von Sherlock Holmes und Dr. John H. Watson inspirierten nicht nur unzählige Bücher und Dramen anderer Autoren, sondern wurden auch über 250 Mal verfilmt. Nach Graf Dracula ist Sherlock Holmes damit die meistverfilmte literarische Figur aller Zeiten. Selbst sein Name ist in unsere Alltagssprache gesickert: Sherlock als Meister der genauen Beobachtung und logischen Schlussfolgerung wird (wenn auch oft ironisch) synonym zu Genie verwendet, während Watson als Inbegriff des Sidekicks, als Verkörperung des treuen Freunds und stets bereiten Helfers gilt.

Wer denkt, die Fans der BBC-Serie *Sherlock* (2010-2017) seien sehr enthusiastisch, macht sich keine Vorstellungen davon, wie es zu Doyles Lebzeiten war. Die Sherlock-Holmes-Geschichten waren nicht einfach nur beliebt, sie weckten eine Teilnahme der Öffentlichkeit, wie man sie zuvor nur von Sportereignissen kannte. Es entstand sozusagen das erste Fandom. Dabei erhielt Doyle für seine erste Geschichte nur mickrige 25 Pfund, welche dann auch noch ein Jahr lang in einer Schublade lag. Der Durchbruch kam erst mit der regelmäßigen Veröffentlichung seiner Werke im *Strand Magazine*. Doch obwohl sie ihn reich und berühmt machten, hielt Doyle die Geschichten stets nur für einfache Unterhaltung. Ihm erschienen historische Romane als die eigentliche hohe Kunst, mit der er sich ein hohes Ansehen verschaffen wollte. 1893, als er seines Detektivs endgültig überdrüssig war, ließ er ihn in einem tödlichen Kampf mit seinem Erzfeind in den Reichenbachfall stürzen. Das haben ihm die Fans nicht ungestraft durchgehen lassen. Über 20.000 Leser des *Strand Magazines* waren so erbost, dass sie ihr Abonnement kündigten. Dies brachte das Magazin an den Rande des Ruins. Viele schrieben außerdem wütende Briefe an den Autor. Selbst Clubs wurden gegründet, um den geliebten Charakter am Leben zu erhalten, nachdem Doyle seiner Erfindung mit *The Final Problem* ein jähes Ende bereitet hatte – zumindest bis er acht Jahre später eine Detektivfigur für seinen neuen Roman (*The Hound of the Baskervilles*) brauchte und Holmes in folgenden Geschichten wieder von den Totgeglaubten zurückholte.

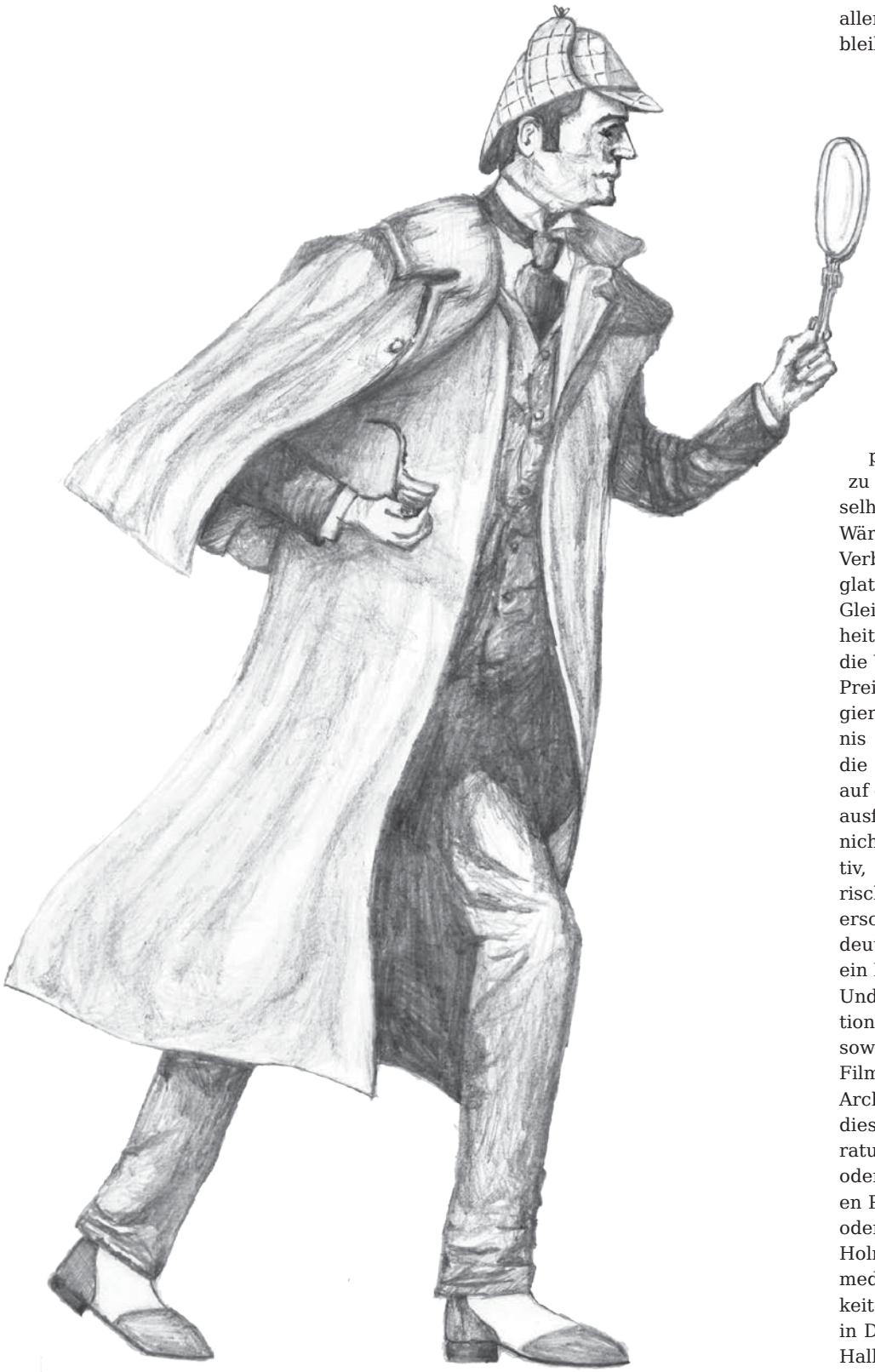
Ursprünge des Detektivduos

Will man die literarischen Inspirationen hinter den Sherlock-Holmes-Geschichten erfahren, so braucht man nur die erste zu lesen. Darin vergleicht Watson seinen analytischen Freund mit Auguste Dupin und Monsieur Lecoq aus den jeweiligen Werken von Edgar Allan Poe und Émile Gaboriau, was Holmes zu einem hochtrabenden Vortrag über seine weit überlegenen Fähigkeiten anstachelt. Beide Ermittler lösen Fälle durch genaue Beobachtung und Logik und haben einen hilfreichen Begleiter an ihrer Seite. Poes dreiteilige Reihe ist wahrscheinlich die erste Detektivfiktion überhaupt – erschienen in den frühen 1840ern, als es die Berufsbezeichnung Detektiv noch gar nicht gab. Sie muss Doyle stark beeinflusst haben, denn nicht nur ist Dupin ein exzentrischer Denker, der in seiner Freizeit Kriminalfälle löst, er wohnt auch mit dem Erzähler in einer Wohnung und wird ständig von der unfähigen Polizei zurate gezogen. Gaboriaus Einfluss zeigt sich dagegen in der damals neuen Verwendung von wissenschaftlichen Methoden bei der Verbrechensaufklärung – wir würden es heute Forensik nennen.

Dupin und Lecoq sind also klare Vorbilder, aber sie haben wenig von den Eigenschaften, die wir sofort mit Holmes verbinden: Die große, schlanke Statur, Pfeife, Mantel, Deerstalker-Mütze, sowie die Eigenart, mit einem Blick detaillierte Informationen über eine Person erfassen zu können. Wo kommen diese also her? Nun, es ist kein Zufall, dass Sherlock einem gewissen Dr. Joseph Bell recht ähnlich sieht. Dieser war Professor für Medizin an der Universität Edinburgh, wo ihn der 18-jährige Doyle 1877 kennenlernte und bald darauf sein Assistent wurde. Bell sensibilisierte seine Schüler für genaues Beobachten und Kombinieren von Symptomen, um die korrekte Diagnose zu stellen. Dabei verblüffte er sie gerne mit einer Demonstration seiner Fähigkeiten: Herkunft, Beruf und Gewohnheiten von Fremden konnte er ermitteln, indem er etwa deren Akzent, Kleidung, Hände und Verhalten studierte. Er war auch ein Pionier der Forensik, da er sich für wissenschaftliche Methoden in Kriminalermittlungen einsetzte. Und als Jack the Ripper London in Terror versetzte, suchte und fand Scotland Yard angeblich Rat bei ihm. Ähnlich klar wie die Parallelen zwischen Dr. Bell und Holmes sind jene zwischen Doyle und seinem Ich-Erzähler Watson: Beide junge, abenteuerliche Ärzte, die einer bewundernswerten Persönlichkeit zur Seite standen und von ihr lernten.

Sherlock als Archetyp

Die Figur des Holmes ist allerdings keine rein idealisierte Version von Bell, denn er ist bei Weitem nicht perfekt. So sehr wir den Meisterdetektiv für seinen schnellen Geist, seine schier grenzenlose Auffassungsgabe und sein exaktes Wissen auch bewundern, er ist kein attraktiver, allseits beliebter Superheld, dem alles in den Schoß fällt und dessen Moral unfehlbar ist. Ganz im Gegenteil: Sherlock Holmes ist ein hoch gewachsener, aber knochig dürrer Mann, der Kokain und Morphium missbraucht. Arbeitet er an einem interessanten Fall, so legt er manisches Verhalten und den ernsten Umständen unangemessene Begeisterung an den Tag, während er sonst zuweilen tagelang stumm und antriebslos auf dem Sofa liegt. Er ist der Beste in seinem Feld, doch aufgrund seiner unverhüllten Überheblichkeit bei Vielen unbeliebt. Kaum eine Methode ist ihm zu unethisch oder gefährlich, um an nützliche Infor-



mationen zu gelangen, aber gegenüber allem außerhalb seiner Interessensphäre bleibt er willentlich ignorant. Geigenspielen ist sein einziges Hobby, er lebt nur für seine Arbeit, hat kein Liebesleben und Watson ist sein einziger Freund.

Der Charakter von Sherlock passt haargenau in die Kategorien des verrückten Wissenschaftlers und des leidenden Künstlers, welche omnipräsent in den heutigen Unterhaltungsmedien sind. Er ist ein Chemiker, der ohne Rücksicht auf seine Gesundheit an sich selbst experimentiert; er ist ein Anatom, der auf Leichen einprügelt, um Blutergüsse post mortem zu studieren; und er freut sich über rätselhafte Mordfälle, als wäre es ein Spiel. Wäre er nicht so erfolgreich bei der Verbrechensaufklärung, würde man ihn glatt von der Gesellschaft ausschließen. Gleichzeitig belustigen uns seine Eigenheiten aber und seine Aufopferung für die Wissenschaft ist durchaus nobel. Der Preis für seine hohe intellektuelle Neugier ist jedoch nicht nur das Unverständnis seiner Mitmenschen, sondern auch die innere Qual einer Seele, die rastlos auf der Suche nach neuen mentalen Herausforderungen ist. Wird Sherlocks Geist nicht stetig stimuliert, ist er unproduktiv, melancholisch und (selbst)zerstörerisch. Seine antisozialen Eigenschaften erscheinen damit so prominent und bedeutsam wie seine einnehmenden – wie ein Negativ seiner Genialität.

Und dieses Charakter-Konzept funktioniert so gut, dass Sherlock Holmes sowohl in der Literatur, als auch in der Film- und Serienlandschaft zu einer Art Archetyp geworden ist. Beispiele für diesen Charaktertyp wären in der Literatur Agatha Christies Hercule Poirot oder Rex Stouts Nero Wolfe, in TV-Serien Patrick Jane aus *The Mentalist*, Monk oder Dr. House. Letzterer ist stark an Holmes angelehnt und schließt mit der medizinischen Anwendung seiner Fähigkeiten den Kreis zu dessen Ursprüngen in Dr. Joseph Bell. Aber auch Spock, der Halb-Vulkanier aus *Star Trek*, ähnelt ihm mit seiner kühlen, logischen und emoti-

onal unterdrückten Art sehr. Die Glorifizierung hoher Intelligenz beschränkt sich übrigens nicht nur auf Doyles Protagonisten. So ist es interessant, dass die Figuren des Professor Moriarty und der Irene Adler, denen in den ursprünglichen Werken jeweils nur eine Geschichte gewidmet ist, in späteren Verarbeitungen und in der Popkultur generell vergleichsweise große Präsenz haben. Dass beide Antagonisten sich so hoher Beliebtheit erfreuen, ließe sich durch einen Fakt erklären: Sie sind Sherlock in Intellekt und Fähigkeiten ebenbürtig. Viel mehr als die Moralität ihrer Handlungen scheint also außergewöhnliches Talent eine lesens- uns sehenswerte Figur auszumachen. Es scheint so, als sei sowohl in Zeiten der Industrialisierung als auch im Zeitalter des Internets derjenige, der wie eine Maschine denken kann Gott.

Von der Maschine zum Menschen

Ein in jeder Hinsicht tadelloser Charakter, der nur durch äußere Ereignisse in Konflikte gerät, ist aber schon lange nicht mehr ansprechend. Ein Charakter mit gravierenden Fehlern, die ihn an die Grenze zum Dysfunktionalen und Unsympathischen treiben, der aber dennoch gewitzt, einsichtig, hilfsbereit und aufopfernd sein kann, der in seltenen Momenten Demut und Verletzlichkeit zeigt – das ist die Figur, mit der wir heute mitfühlen. Somit ist es beinahe zur Regel geworden, dass eine Figur, die brillant auf einem Gebiet ist, einen ebenso starken charakterlichen Fehler haben muss. Es ist eine sichtbare Abkehr von antiken Heldenrollen zugunsten eines etwas realistischeren Porträts von tief problembehafteten großen Köpfen der Menschheit. Das zeigt sich auch in der Evolution der Filmadaptionen: Ältere Filme zeigen noch einen recht beherrschten und gentlemanhaften Holmes, wohingegen neuere Adaptionen wie die BBC-Serie in die entgegengesetzte Richtung rennen und ihn primär als infantilen, drogenabhängigen Soziopathen darstellen. Denn erst, wenn wir ihn verabscheut und bemitleidet haben, ist er keine Maschine mehr, sondern ein Mensch. Zusätzlich humanisiert wird Sherlock durch Watson. Dieser ist nämlich kein bloßer Handlanger, sondern die Identifikationsfigur, durch deren Augen wir Holmes kennenlernen, von ihm fasziniert und in Abenteuer verwickelt werden. Durch ihn empfinden wir Sorge um Sherlocks Wohlbefinden, wir werden enttäuscht, wenn er hinter Watsons Rücken arbeitet oder überrascht, wenn er plötzlich auftaucht, nachdem er ihn drei Jahre lang in dem Glauben ließ, er sei tot. Watson verköpert die emotionale Komponente, die Sherlock in seinem Wahn um exakte Wissenschaft nicht zulassen will. Durch seine beständige Freundschaft und seine Bemühungen schafft er es aber, ihn ein wenig auftauen zu lassen und erhält im Gegenzug Sherlocks Loyalität, Wertschätzung und Vertrauen. Sherlock mag uns als der Grund vorkommen, warum wir die Geschichten lesen, aber ohne Watson wären sie leblos und kalt. Holmes wäre bloß ein selbstgefälliger Angeber, versunken in seine Arbeit, die ihn nie dauerhaft befriedigen kann. Nein, jeder Holmes braucht seinen Watson! □

Anzeige

FOTOS FÜR DIE PRESSEFREIHEIT 2019

JETZT BESTELLEN:

Bewegende Bilder von den Brennpunkten des Nachrichtengeschehens weltweit.

Mit den Verkaufserlösen finanziert *Reporter ohne Grenzen* Anwaltskosten, medizinische Hilfe und Lebenshaltungskosten für verfolgte Journalistinnen und Journalisten.

REPORTER OHNE GRENZEN
FÜR INFORMATIONSFREIHEIT

im Buchhandel und online erhältlich.

WWW.REPORTER-OHNE-GRENZEN.DE/SHOP

Kolumne

Sprachspaltung

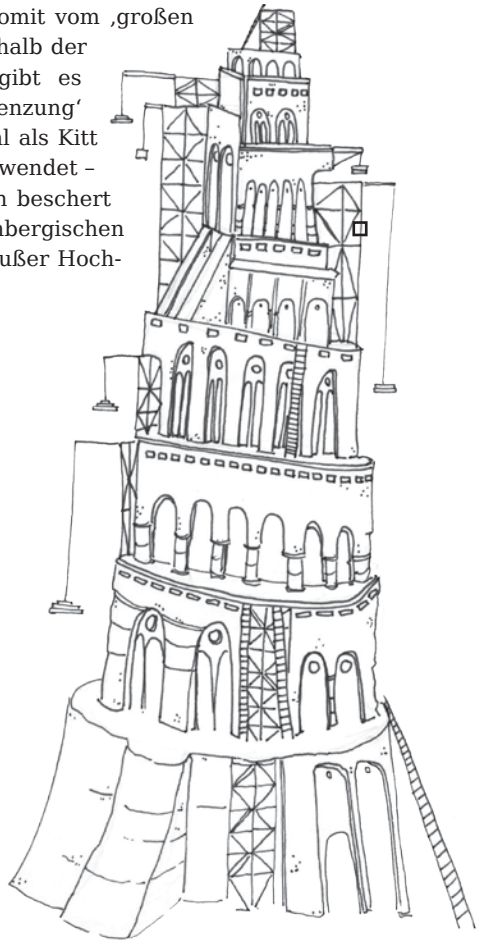
von Thomas Honegger

Gemäß der Bibel erfolgte die erste Spaltung und Aufteilung der ursprünglich einheitlichen menschlichen Sprache im Zusammenhang mit dem Turmbau zu Babel. Als die Menschen in ihrer Hybris begannen, einen Turm zu bauen, der bis in den Himmel hinauf reichen sollte, beschloss Gott die Sprache zu ‚verwirren', „sodass keiner mehr die Sprache des anderen versteht" (Genesis 11.7). Damit brachte er das Großprojekt ‚Turmbau' zum Erliegen und begründete gleichzeitig die Vielfalt der menschlichen Sprachen.

Auch wenn der wissenschaftlich überprüfbare Informationsgehalt dieser biblischen Geschichte als nicht sehr hoch anzusetzen ist, so enthält sie doch ein paar Aussagen, die von der heutigen Wissenschaft geteilt werden. Erstens wird angenommen, dass es tatsächlich so etwas wie eine einheitliche ‚Ursprache' gab, aus der sich dann alle menschlichen Sprachen entwickelten. Zweitens ist die sprachliche Diversität ein handfestes Problem für die Zusammenarbeit und das Zusammenleben menschlicher Gruppen. Die Antworten auf dieses Problem fielen meist ähnlich aus: Man einigte sich auf eine ‚Verkehrssprache', wie das Koine im östlichen Mittelmeerraum, das Latein in den Gebieten des (ehemaligen) weströmischen Reiches, oder das Englisch. Problematisch ist die damit einhergehende politisch-wirtschaftliche Dominanz der jeweiligen Sprachträgerkultur und die damit verbundene Abwertung der anderen Sprachen.

Der Arzt und Sprachforscher Ludwik Zamenhof erkannte dies und rief deshalb 1887 die Plansprache Esperanto ins Leben. Mit dieser leicht zu erlernenden Sprache wollte er die allgemeine Verständigung zwischen den Menschen ermöglichen und so helfen, Konflikte und Rassismus zu vermeiden und den Weltfrieden zu fördern. Die zugrunde liegende Idee war und ist, dass die Menschen durch die Verwendung eines neutralen und in keinem speziellen Kulturkreis verwurzelten Kommunikationsmittels leichter das Gemeinsame und Verbindende erkennen können. Douglas Adams hat diese Idee in seinem Roman *Per Anhalter durch die Galaxis* in der Erfindung des Babelfischs konterkariert. Dabei handelt es sich um einen kleinen Fisch, den man sich ins Ohr steckt und der jeden beliebigen sprachlichen Input direkt übersetzt, eine reibungslose Kommunikation ermöglicht und somit die Sprachverwirrung von Babel rückgängig macht. Damit wurde er, so Adams, verantwortlich für die schlimmsten und blutigsten Kriege und Konflikte. Klare und direkte Kommunikation ist also nicht immer positiv.

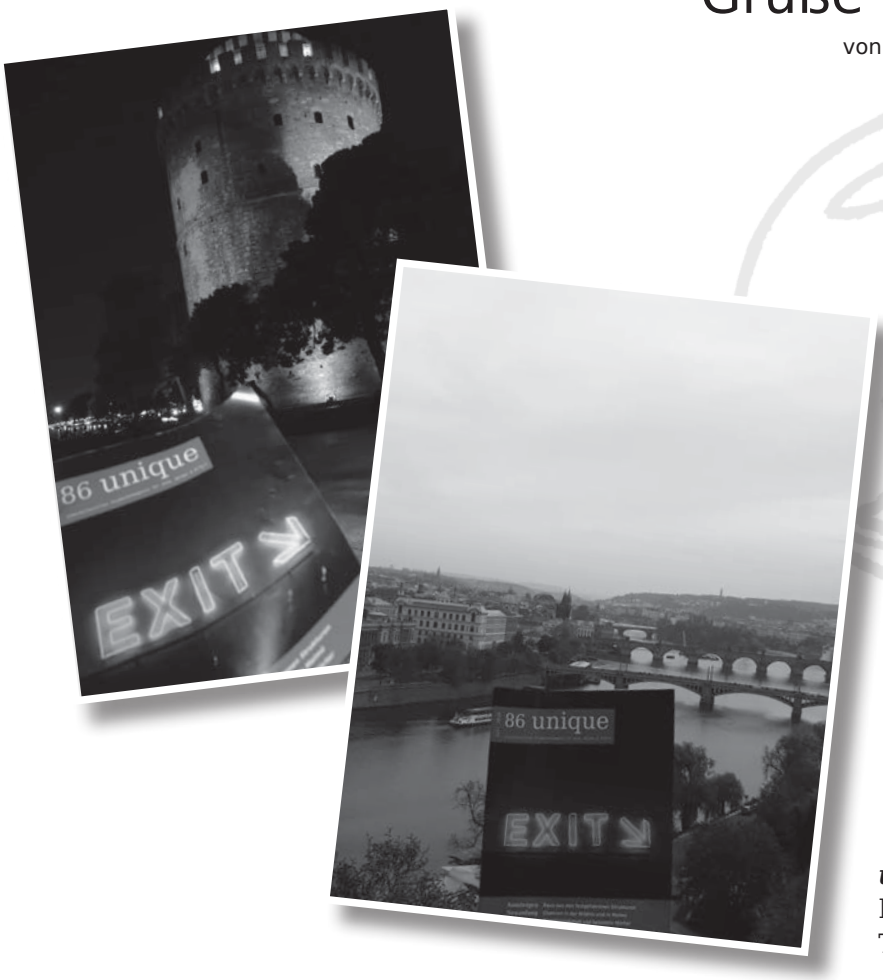
Nun muss man weder Zamenhofs sozialutopischer Vision noch Adams satirischem Kulturpessimismus anhängen, um zu erkennen, dass die Sprache in all ihren Ausformungen das Potenzial zum einen wie auch zum anderen hat. So war und ist die gemeinsame deutsche Literatur- und Hochsprache ein wichtiges Element, das die ehemals in viele kleine Fürstentümer zersplitterten Deutschen einte und ihnen trotz mancher Unterschiede eine kulturell-sprachliche Klammer bot. Während das Hochdeutsche den Deutschen als sprachlicher Kitt dient, so funktioniert es gegenüber den nördlichen wie südlichen germanischen Nachbarn als Abgrenzung – allerdings in unterschiedlicher Weise. Die Niederländer haben sich gegenüber der Hochsprache ihres Nachbarn durch eine seit Jahrhunderten in ihrer Volkssprache verfasste Literatur abgegrenzt und ziehen auf allen Ebenen eine klare Trennlinie zum Deutschen. Die germanischen Nachbarn im Süden bzw. Südosten, die Schweizer und Österreicher, partizipieren zwar mittels der Schrift- und Hochsprache an der deutschen Klammer, bestehen jedoch im Mündlichen auf der Verwendung ihres jeweiligen Dialekts und grenzen sich somit vom ‚großen Bruder' ab. Aber auch innerhalb der ‚hochdeutschen Klammer' gibt es Tendenzen zur ‚Binnenabgrenzung' und die Sprache wird sowohl als Kitt wie auch als Trennmittel verwendet – was uns so schöne Aussagen beschert wie den baden-württembergischen Slogan: ‚Wir können alles. Außer Hochdeutsch.'



Über die Ursprünge der Sprachverwirrung und die Idee von Einheitssprache schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Grüße von unterwegs

von David, Frank und Laura



***unique* around the world**
Diesmal in Prag (rechts) und Thessaloniki (links)

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion: Micaela Speck (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst: Silvana Gräper

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktion:
David Leuenberger, Frank Kaltofen, Irem Orhan, Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Laura Waider, Leon Buchmann, Marie von Egloffstein, Micaela Speck (Mici), Silvana Gräper, Stefan Wünsche, Tina Nickel (Ella)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Prof. Dr. Helmut Weiß, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 19. Jahrgang
Satz & Layout: Silvana Gräper, Tina Nickel, Micaela Speck
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Ladyna Wittscher, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Tina Nickel (Bildrechte: NASA)

Schnappschüsse Seite 13 & Seite 20: © Austen Spanka

Seite 4: (oben) © Armin Szauer | Seite 5: (oben) wikocommons/user vaun0815 | Seite 7: © Armin Szauer | Seite 8: © Armin Szauer | Seite 9: © Aisha-Nusrat Ahmad/The Afghan Youth Project | Seite 10: © Aisha-Nusrat Ahmad/The Afghan Youth Project | Seite 16: wikicommons/United States Holocaust Memorial Museum | Seite 18: NASA | Seite 19: NASA | Seite 21: Pexels/Alex Kremer | Seite 23: wikicommons/Marcel Antonisse | Seite 28: flickr/Brecht Bug | Seite 31: flickr/Brecht Bug

Hinweis: In unseren Texten verwenden wir das generische Maskulinum. Diese Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung.
Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren.
Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor.
Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

mehr als Uni ...

Die *unique* ist ein 2001 von Studierenden gegründetes Magazin, das sich mit Politik, Gesellschaft, Kultur und Sprache auseinandersetzt. Unsere Redaktion arbeitet ehrenamtlich und eröffnet Dir – unabhängig vom Studienfach – eine Vielzahl von Betätigungsfeldern. *unique* erscheint viermal im Jahr in Jena, Weimar und Erfurt.

schreiben

Themen finden.
Recherchieren.

organisieren

Veranstaltungen.
Kooperationen.

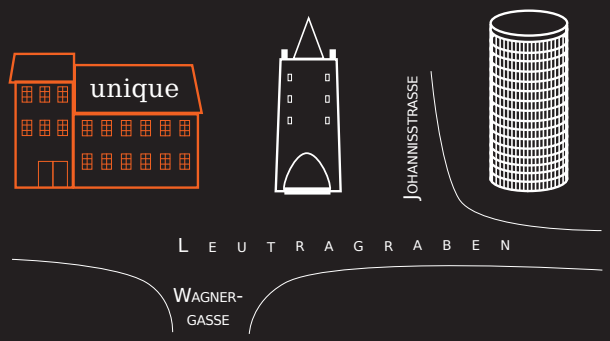
gestalten

Bildbearbeitung.
Layout.

... unique

www.unique-online.de
redaktion@unique-online.de
Haus auf der Mauer / Johannisplatz 26

Redaktionssitzung Donnerstag um 18 Uhr



Interesse?
Komm vorbei!

THEATER ALTENBURG GERA

GIVE ME *five*

5 Vorstellungen deiner Wahl für nur 25 €*

Das Jugend- und Studenten-ABO

Musiktheater
Schauspiel
Ballett
Puppentheater
Konzerte

THEATER GERA
Theaterkasse
Bühne am Park
Theaterplatz 1 · 07548 Gera
T 0365 8279105
abo-gera@
theater-altenburg-gera.de
Öffnungszeiten
DI/MI/FR 10:00-17:00
DO 10:00-19:00

THEATER ALTENBURG
Theaterkasse in der
Tourismusinformation
Altenburger Land
Markt 10 · 04600 Altenburg
T 03447 585160
abo-altenburg@
theater-altenburg-gera.de
Öffnungszeiten
DI 10:00-18:00
MI/DO/FR 10:00-17:00

www.theater-altenburg-gera.de

*Das Angebot gilt für Schüler, Studenten, Auszubildende und Bundesfreiwilligendienstleistende bis 27 Jahre und nur solange freie Plätze verfügbar sind. Ausgenommen sind Gastspiele und Sonderveranstaltungen.

Anzeige